

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Westen und Osten

Die Erneuerung des Westens.

Daß die heutige Literatur Englands dem Zeitgeiste des Kollektivismus, Sozialdämonismus und oberflächlichen Optimismus einen überdurchschnittlich hohen Tribut entrichtet, muß mit dem stärksten Unbehagen und den ernstesten Sorgen von jedem empfunden werden, der jenen Zeitgeist in seiner ganzen Gefährlichkeit erkennt und sich darüber Rechenschaft gibt, wieviel für die Zukunft des Abendlandes von der Entscheidung Englands abhängen wird. Nun rechne ich selbst zu denen, die das Vertrauen in ein anderes England nicht verloren haben (vgl. dazu meinen Artikel „Die internationale Wirtschaftsordnung der Zukunft“, Schweizer Monatshefte, Oktober 1942 und meine Aufsatzreihe „Antikollektivistische Strömungen in England und Amerika“, Neue Zürcher Zeitung Nr. 1772 vom 5. und Nr. 1775 vom 6. November 1942). Tatsächlich hat es ja immer neben der utilitaristisch-progressiv-naturalistischen Strömung Englands, die sich von Bacon bis zu Wells, Russell und anderen erstreckt, eine humanistisch-sozialkonservativ-traditionalistische Gegenströmung gegeben, die sich von den illustren Figuren des 18. Jahrhunderts, dann von Burke, Cobbett, Southey, Ruskin, Ebenezer Howard, William Morris bis zu Hilaire Belloc und G. K. Chesterton erstreckt. Neben den Engländern, die sich dem Positivismus, Empirismus und dem Fortschrittskult ergeben, hat es immer gegeben und gibt es noch immer die anderen, die die eigentlichen Probleme des Lebens und der Gesellschaft in tieferen Schichten als in Produktion, Verteilung, komfortablen Appartements und standard of life gesucht haben. Es sind die Engländer, denen die ruhmreiche humanistische Tradition ihres Landes, denen das Christentum und ein sozusagen bürgerlicher common sense im Blute stecken.

Indessen pflegt jenes andere England dem Ausländer wenig bekannt zu sein, ganz besonders heute, da wir uns damit begnügen müssen, dieses Land nach seiner literarischen Produktion, nach seiner auswärtigen Propaganda und nach seinen wirtschafts- und sozialpolitischen Programmen zu beurteilen, die uns alle ein sehr einseitiges Bild vermitteln. Es war aber vorauszusehen, daß auch das andere England sich früher oder später zum Wort melden würde. Das ist jetzt geschehen, und zwar durch die ebenso entschiedene wie kluge und wohlabgewogene Sprache des Buches von Michael Roberts „The Recovery of the West“, das jetzt der Europa-Verlag verdienstvollerweise in einer deutschen Übersetzung verbreitet*). Man vernimmt diese Stimme mit dem erleichterten Aufatmen, das wir kennen, wenn in einer Diskussion endlich jemand aufsteht und das ausspricht, was uns allen am Herzen lag. Tatsächlich kann ich nicht bündiger über dieses Buch urteilen als durch den Wunsch, daß möglichst viele es nicht nur lesen, sondern ihm auch ihre grundsätzliche und herzliche Zustimmung geben möchten.

Um von dem Buche einen bestimmteren Begriff zu geben, füge ich hinzu, daß der Verfasser, seiner Philosophie getreu, so altmodisch ist, weniger von Sozialversicherungsprämien als von den geistig-moralischen Voraussetzungen einer „Erneuerung des Westens“ zu reden, so sehr, daß er sein Buch auch hätte nennen können: Die geistig-moralische Krise des Abendlandes und ihre Überwindung durch christlich-humanistische Selbstbesinnung. Zwar beginnt er mit dem Geburtenrückgang, aber er tut es offensichtlich nicht in der (tatsächlich irrigen) Meinung, als ob die ungeheure Bevölkerungsvermehrung der Vergangenheit ein Segen gewesen wäre oder eine Stabilisierung der Bevölkerungsgröße nicht früher oder später notwendig sein würde, sondern weil der Geburtenrückgang, so wie er sich nun einmal heute vollzieht, zweifellos in seinen Ursachen und Motiven ein besonders gutes Spiegelbild der geistig-moralischen und der gesellschaftlichen Krise ist. So gelingt es ihm denn auch, von diesem Ausgangspunkt aus ein überaus eindrucksvolles und in vielen Punkten durchaus neuartiges Bild dieser Krise zu

*) Michael Roberts: Die Erneuerung des Westens. Europa-Verlag 1943.

entwickeln: der allgemeinen moralischen und geistigen Verflachung, der Kriseis der Wissenschaft durch Positivismus, Relativismus und Szentismus, des Verfalls der Wert- und Glaubensüberzeugungen, der Verödung des Familienlebens, der Irrwege des Nationalismus, der Rebellion gegen die echten und schlechthin unentbehrlichen Autoritäten im Geistesleben und in der Gesellschaft, der allgemeinen Verantwortungslosigkeit, der Vermaßung auf allen Gebieten, der letzten Folgen des mit Rousseau beginnenden Irrtums, als ob das Böse in der Gesellschaft, nicht aber im einzelnen Menschen zu suchen und daher eine Verbesserung der Welt durch eine Reform der Gesellschaft, nicht aber des Menschen anzustreben sei. Obwohl ich selbst zu denen gehöre, die nicht mehr überzeugt zu werden brauchten und daher die Überzeugungskraft des Buches nicht an mir selbst erproben konnte, kann ich mir schwer vorstellen, daß es ernsthafte und redliche Leser geben sollte, an denen die mit ruhiger Sicherheit vorgebrachten Argumente des Verfassers wirkungslos abprallen. Oder was sollte es auf solche Sätze wie diese zu erwidern geben? „Um frisch und gesund zu bleiben, braucht eine Gesellschaft mehr als bloß Frieden, Wohlstand und Ordnung; sie benötigt ein Bewußtsein ihres Sinnes und Ziels, das zugleich eine Quelle inneren Vertrauens und ein Anreiz zu weiteren Anstrengungen ist“. Oder: „Eine Demokratie kann nicht gedeihen, wenn die Menschen nicht fähig und gewillt sind, jede Art wahrer Autorität anzuerkennen; umgekehrt aber kann wahre Autorität nur in einem Staate gedeihen, in dem die Bürger nicht unter Zwang stehen“. Oder: „Das persönliche Tragen und Ausüben einer sozialen Verantwortlichkeit ist im staatlichen und sozialen Leben die einzige mögliche Alternative gegen jede obrigkeitliche Bevormundung, sei sie sozialistischer oder faschistischer Art“.

W i l h e l m N ö p k e.

Russische Reise.

Scarfoglio hat im Jahre 1933 an einer vom „Inturist“, dem staatlichen russischen Verkehrsbüro, veranstalteten Gesellschaftsreise teilgenommen und über seine Eindrücke und die durch sie ausgelösten Betrachtungen im folgenden Jahre ein Buch in italienischer Sprache unter dem Titel „Russian Tour“ veröffentlicht. Dieses Buch legt Felix Meiner nun in deutscher Sprache vor*).

Wenn das Buch auch nur die Frucht einer kurzen und geführten Reise ist, die zudem bereits zehn Jahre zurückliegt, so ist es doch in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Einmal durch des Verfassers Bemühen, die Zustände in Russland objektiv zu sehen. Auch er weist natürlich immer wieder hin auf die ungenügende Ernährung, die mangelhafte Bekleidung, die schlechten Wohnverhältnisse. Daneben anerkennt er aber doch, daß das russische Unterrichtswesen technisch gut sei (S. 48), daß alles, was die Kinder angehe, in Russland sehr gut eingerichtet sei (104). Und am Schluß äußert sich der Verfasser sogar wie folgt: „Dies ist nicht die Lösung... Die Lösung wird vielleicht in diesem Russland kommen. Es hoffte der Welt das große Gut eines positiven Versuchs zu geben, wird ihr aber das nicht weniger große Gut eines negativen Versuchs geben“ (274). Bemerkenswert ist sodann die Schrift durch die geistreiche Art, in der sie verfaßt ist, und der der Leser mancherlei wertvolle Hinweise und Erkenntnisse verdankt. So schreibt z. B. Scarfoglio: „Wenn eine Revolution einen unpersonlichen Charakter hätte tragen sollen, ist es die russische. Tochter einer Schule, die von Anfang an das Wort Wissenschaft auf ihr Banner geschrieben hatte, im Besitz eines genauen, ausgearbeiteten und bis zum Wiederkäuen bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeprüften Programms, das nach seinem bloßen Wesen jedes eigenwillige Eingreifen der Einzelpersönlichkeit ausschloß, hätte sie wie eine Maschine funktionieren müssen“ (153). Interessant ist auch die Deutung, daß Russland immer mehr den Kommunismus aufgegeben habe, um den Marxismus zu vollstrecken, wobei unter „Kommunismus“ eine Ordnung verstanden wird, bei der alle Güter gemeinsames Eigentum bilden und so genutzt werden, daß für alle der gleiche Lebensbedarf resultiert (241 f.), während „Marxismus“ hierbei aufgefaßt wird als die Vision unbegrenzter Entwicklung der Produktionskräfte, die nun angesichts des für die Zukunft erwarteten Zustandes die Ungerechtigkeiten der Gegenwart in Kauf nehmen

*) Scarfoglio Carlo, Russische Reise mit Inturist, ins Deutsche übersetzt von P. Hirner, Verlag Felix Meiner, Leipzig 1942.

läßt (260). Überallhin kann man dem Verfasser freilich nicht folgen, besonders dort nicht, wo er sich von seiner Vorliebe für das Paradoxe verleiten läßt, und etwa die Revolutionen als die kurzen Freizeiten der Menschheit (29), oder die Natur des Fünfjahresplanes als platonisch bezeichnet (270).

Nun aber die Frage, die uns heute wohl am meisten interessiert. Hilft uns das Buch, das Rätsel der russischen Widerstandskraft zu lösen? Man ist zunächst geneigt, diese Frage zu verneinen. In dem Buche ist so viel von organisatorischem, psychologischem und menschlichem Ungenügen die Rede, daß man nicht begreifen kann, wieso ein derart geführtes Volk zu so erstaunlichen Leistungen, wie sie Rußland im gegenwärtigen Kriege vollbringt, befähigt sei. Auch die 1941 ins Vorwort aufgenommene Feststellung, es sei „erschütternd klar geworden, daß die Lebenshaltung einer ganzen Generation für eine Rüstung aufgeopfert wurde, deren letzter Zweck die Niederwerfung Europas war“ (XI), läßt die Frage nach den Quellen der russischen Kraft unbeantwortet. Aber bei näherem Zusehen findet man doch mancherlei Hinweise, die uns der Lösung des Rätsels näher bringen und die gerade deshalb interessant sind, weil sie lange vor der gegenwärtigen kriegerischen Bewährungsprobe entstanden und damit von dem Verdachte frei sind, daß sie einfach den Kriegserfolg auf die Menschen und Institutionen zurückprojizieren.

Zunächst erkennt der Verfasser schon im Jahre 1933 mit aller Deutlichkeit, daß ein neues hierarchisches Sozialsystem in Entstehung begriffen ist: „Die Wiedereinsetzung des Geldes, die Abschaffung der Fabriksovjets, die Rückkehr zur einheitlichen Leitung, die Abstufung der Löhne, die Zuerteilung von Begünstigungen an die Leitenden... wie die Benutzung von Automobilen, der ersten Klasse im Zug, besonderer Plätze in Gast- und Speisehäusern: das bedeutet alles nur eines: die Errichtung von Klassen und ihre Anpassung an ein ausgesprochen bürgerliches System“ (97 f.). Dann weist Scarfoglio auch auf die irrationalen Kräfte des Menschen hin, die der ursprünglich rein mechanistisch orientierte Bolschewismus entsfacht. Der Fünfjahresplan ist der Mythos, der das russische Volk stärkte, als es... nahe am Verzweifeln war“ (271). Er erkennt, daß es „Enthusiasten, Fanatiker und auch Märtyrer des Plans gibt“ und scheut sich nicht, hier von einer religiösen Form der Hingabe zu sprechen (95). Er fragt sich, ob die russische Staatsvergottung nicht eine pseudowissenschaftliche und pseudophilosophische Form sei, „um unter andern Worten jenes göttliche Recht wiederanzurichten, das die Demokratien des 19. Jahrhunderts leugneten und vernichteten“ (173 f.). An verschiedenen Stellen seines Buches befaßt sich Scarfoglio mit der religiösen Lage Rußlands. Der Sieg des Bolschewismus über die orthodoxe Kirche war nur ein Sieg „über die äußere Kirche, nicht über das religiöse Gefühl. Was in der Tiefe vorgeht, weiß niemand“ (74). „Wenn die russische Religion eine sonderbare Religion war, da sie so wenig widerstand, ist auch die jetzige Gottlosigkeit eine sonderbare Gottlosigkeit, da sie solchen Schutzes bedarf... Es würde mich nicht überraschen, wenn die Vernichtung der alten zu einer besseren Religion führte“ (164). Schließlich findet sich in dem Buche die folgende interessante Bemerkung: „Trotz allem muß man beim Verlassen Rußlands feststellen, daß der Schmerz und das Leid einen Zustand geistiger und intellektueller Tatkräft schufen, dem man in Ländern alter Systeme nicht begegnet“ (276). Solche Zusammenhänge sind dem abendländischen Denken kaum zugänglich. Auch Scarfoglio machte diese Feststellung nur beiläufig und ohne ihr großes Gewicht beizulegen. Aber vielleicht liegt doch gerade in diesem tiefgreifenden Unterschied zwischen der russischen und der abendländischen Denkweise der Hauptgrund, weshalb man sich weder auf Seite der Achsenmächte, noch auf Seite der Westmächte von der Widerstandskraft des russischen Volkes Rechenschaft geben konnte.

W. A. Jöhr.

Ein Meister im Abwehrkampf.

Bei der Fülle militärischer Neuerscheinungen in den letzten Jahren ist zweifellos ein überragendes Buch, zum mindesten in der Schweiz, zu wenig beachtet worden. Es ist dies das Werk von General von Loßberg über seine Tätigkeit im Weltkrieg 1914—1918*).

*) Friß von Loßberg, General der Infanterie z. B.: Meine Tätigkeit im Weltkrieg 1914—1918. Verlag S. Mittler & Sohn, Berlin.

Loßberg, der als Chef des Stabes eines Korps, verschiedener Armeen und später von zwei Heeresgruppen im Westen gestanden, gibt eine sehr anschauliche und klare, durch ausgezeichnete Skizzen ergänzte Darstellung der Kämpfe und Operationen, an denen er beteiligt war. Loßberg galt immer mehr als der „Abwehrballe“ par excellence. War in einem Frontabschnitt einer Armee eine besonders brenzlige Lage eingetreten, mußte er wiederholt von einer Minute zur anderen als Chef des Stabes einspringen. Seine dabei bewiesene Initiative war sprichwörtlich. Ein diesbezüglicher fesselnder Vorfall ist im gleichen Wortlaut wiedergegeben, wie er an der ganzen Westfront erzählt wurde (S. 168). — In einem anderen Fall erbat sich Loßberg im Augenblick der Kommandierung von Ludendorff Entschlußfreiheit für alle Anordnungen (S. 280) und machte von der erteilten Ermächtigung weitestgehenden Gebrauch (S. 283/84). Diese Selbstständigkeit des Handelns eines Chefs des Stabes setzte selbstverständlich einen überaus großzügigen und weitblickenden Kommandeur voraus.

Das Buch Loßberg's, der immer wieder eine entscheidende Rolle gespielt hat, ist vor allem auch deshalb so wertvoll, weil wir darin eine bemerkenswert offene Darstellung der Kriegsführung im Westen mit allen ihren Licht- und Schattenseiten finden. Moltkes, Falkenhayns und Ludendorffs Führung werden einer sachlichen Kritik unterzogen, die sich auf eine Menge bisher zum Teil unbekannter Angaben stützt. — Das ablehnende Urteil über Falkenhayn (vgl. z. B. Seite 126—127, S. 248, S. 268) entspricht wohl der allgemeinen Auffassung. — Höchst interessant ist die Äußerung: „Später habe ich es — rein sachlich betrachtet — bereut, damals (19. Juli 1918) nicht Ludendorff in seiner Absicht, seine Stellung niedergelegen, bestärkt zu haben“ (S. 347, vgl. hiezu S. 345—347). Die Begründung ist heute vielleicht besonders aktuell.

Allgemeines Interesse beanspruchen die operative Studie über einen Großangriff im Westen im Frühjahr 1915 (S. 136—140), der im Wortlaut abgedruckte, nicht angenommene Vorschlag für den deutschen Großangriff im Frühjahr 1918 (S. 315—320) und ein grundlegender Befehl für die Abwehr vom Juni 1917, der auch noch für die heutige Zeit manche Anhaltspunkte für die Organisation von Abwehrkämpfen enthält (S. 295—304).

Vortrefflich sind sodann allgemeine Werturteile über die Aufgaben des Führers, über die Zusammenarbeit in den Stäben, über die Ausbildung der eigenen und der gegnerischen Truppen usw.

Während meines Aufenthaltes an der Westfront im Winter 1917/18 stellte ich immer wieder fest, daß Loßberg einer der meistgenannten Generale war. Es war daher für mich von besonderem Interesse, am Abend des 20. April 1918, am Tage, an dem die Vorbereitungen zur Eroberung des Kemmels einsetzten (S. 338), Loßberg kennen zu lernen und mich beim Abendessen im Hauptquartier des Generals Sixt v. Arnim in Kortrijk längere Zeit mit ihm zu unterhalten. Loßberg beeindruckte durch seine kluge, bestimmte und abgewogene Sprechweise. Heute nach 25 Jahren ist es wohl erlaubt, seinen historisch interessanten Ausspruch zu veröffentlichen: „Ich halte es nicht für ganz ausgeschlossen, daß der Krieg mit einer partie remise endigt“. Es ist tragisch, daß der in Lübeck wohnende General noch kurz vor seinem Tode den schweren Fliegerangriff vom Frühjahr 1942 mit erleben mußte.

F. Rieger.

Literatur.

Bücher um Goethe.

Der Verleger übertreibt ein wenig, wenn er erklärt, daß Beutlers Essays um Goethe sämtlich Neuland erschließen*). Die „Begegnung mit Mozart“ stellt längst bekannte Einzelheiten zusammen. Vom Kapitel „Der Ruhm“ hat Viktor Hehn den deutschen Teil schon in seinem Aufsatz „Goethe und das Publikum“ behandelt, während die internationalen Beziehungen im Goethejahrbuch 1932 dargestellt worden sind. „Der Glaube Heinrichs von Kleist“ wiederholt in gemeinverständlicher Form, was Walter Muschg schon vor zwanzig Jahren in seinem Kleist-

*) Ernst Beutler: Essays um Goethe. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

buch ausgeführt hat. Das Neuland besteht in der Hauptzache in biographischen Nachweisen. Wir erfahren, welcher Gerichtsfall Goethe das Anschauungsmaterial für die Hinrichtung Gretchens im „Faust“ geliefert hat. Auch für die Selbstmörderin, die ein Wertherbrief schildert, findet sich das Modell. Oder man zeigt uns, wo der Gingobiloba-baum stand, auf den sich Goethes Gedicht im „Westöstlichen Divan“ bezieht. Der Wert solcher Entdeckungen für die Erkenntnis von Goethes Werk und Persönlichkeit, auf die doch am Ende alle Goetheforschung gerichtet sein sollte, ist in den meisten Fällen gering. Der Aufsatz über die Kindsmörderin erlaubt z. B. eine genauere Datierung der ältesten Szenen des „Faust“. Wir glauben heute nicht mehr, daß damit sehr viel gewonnen sei.

Dennoch ist es eine Lust, in Beutlers reichhaltigem Buch zu lesen. Denn er ist ein begabter Schriftsteller, dessen Prosa überaus reizvoll wirkt. Auch behandelt er die oft so belanglosen Einzelheiten, mit denen sich abzugeben ihn sein Amt als Direktor des Frankfurter Goethemuseums verpflichtet, mit liebenswürdiger Ironie. Und schließlich bleibt der Umgang mit allem, was Goethes Leben und Werk betrifft, und sei es noch so belanglos, erfreulich. Wo gäbe es Menschen und Dinge, mit denen wir uns lieber beschäftigen möchten? So sind die Essays um Goethe als Ganzes ein höchst unterhaltendes Lesebuch. Als Kabinettsstücke seien erwähnt der Aufsatz über Goethes Schwager Johann Georg Schlosser, über die Tochter seiner Schwester Cornelia, oder die Studie über das tragisch endende Leben Stadelmanns, der von 1814—1824 Goethes Diener gewesen ist, ferner die besonders liebevoll und meisterlich abgefaßte Betrachtung von Raimunds „Alpenkönig“, die über den Goethekreis hinausgeht. Es ist eine Freude, zu sehen, daß ein Gelehrter, der ganz zur Kunst gehört und alle ihre Geheimnisse kennt, so unpedantisch und kostlich schreibt.

Reinhard Buchwald hat in vielen größeren und kleineren Schriften zur Geistesgeschichte der deutschen Klassik, vor allem in seiner zweibändigen Schillerbiographie vom Jahre 1937, die Gabe der schönen Darstellung und ein seltenes didaktisches Geschick bewiesen. Die Erwartungen, die man auf ihn zu setzen gewohnt ist, erfüllt er aufs neue in seinem Führer durch die Faustdichtung*). In der Einleitung macht Buchwald darauf aufmerksam, daß er durch viele Jahre hindurch den „Faust“ mit Schülern, Studenten, Arbeitern, Männern und Frauen gelesen habe. Er kennt die Fragen, die ein größeres Publikum zu stellen pflegt. Er weiß, wo der ungeübte Leser Hilfe braucht und wo er getrost seinem Gefühl überlassen werden darf. Der Wunsch, für weiteste Kreise zu schreiben, hat ihn manchmal genötigt, auf gründliche Untersuchungen zu verzichten, was natürlich besonders bei der Erklärung des zweiten Teils fühlbar wird. Man erkennt aber, daß er über manche Schwierigkeit nicht aus Unkenntnis oder Nachlässigkeit hinweggeht, sondern sich stets von einem sicheren Gefühl für pädagogische Möglichkeiten leiten läßt. Aus der unübersehbaren Faustliteratur ist das Wesentlichste verwertet, was umso mehr angemerkt zu werden verdient, als der Verfasser es verschmäht, seinen Fleiß durch endlose Nachweise zu belegen.

Eine kurze Einleitung handelt vom Fortleben der Faustdichtung und von den Aufgaben ihrer Erklärung. Dann wird der Gang der Handlung von Szene zu Szene erklärt — mit treffenden Hinweisen auf analoge Stellen in Goethes Gesamtwerk und auf zeitgeschichtliche Zusammenhänge. Ein weiterer Teil schildert die Entstehungsgeschichte, sehr ausführlich, auf beinahe hundert Seiten. Im dritten Teil werden Zeugnisse zusammengestellt, die geeignet sind, das Hauptwerk zu erhellen, zumal Schriften, die im Kommentar oft zitiert werden müßten, aber auch Pläne und Skizzen Goethes, die manche später ausgegebene Absicht verraten, so der Plan des zweiten Teils vom Jahre 1775 (nach einem nicht verwerteten Diktat zu „Dichtung und Wahrheit“), die Skizze der gesamten Dichtung von 1797 und „Helenas Antezedenzien“ vom Jahre 1826. Ein Anhang bringt einzelne Wort- und Sacherklärungen in wohlerwogener Auswahl. Ein Literaturverzeichnis, das sich allerdings auf das Unerlässlichste beschränkt, macht den Beschuß. So ist dieser Kommentar angelegt, der nicht den Anspruch erhebt, wissenschaftliches Neuland zu erobern, der aber ganz seinen Zweck erfüllt: ein Hilfsbuch für jedermann zu sein,

*) Reinhard Buchwald: Führer durch Goethes Faustdichtung. Verlag Alfred Kröner, Stuttgart.

der sich ohne gründliche Vorkenntnisse in die größte Dichtung der neueren Zeit vertiefen will.

Emil Staiger.

Jeremias Gotthelf: Schatzkästlein.

Der Ordinarius für deutsche Literatur an der Universität Basel, Prof. Dr. Walter Müschg, hat es unternommen, Gotthelfs Kalendergeschichten, nachdem diese in den Bänden XXIII und XXIV der großen kritischen Gesamtausgabe der Gotthelfschen Werke von Hunziker und Blösch bereits erschienen sind (1931/32), dem Leser nochmals gedruckt vorzulegen *). Über die Gründe seines Unternehmens orientiert uns der Herausgeber in einem trefflichen Vorwort. Er erblickt in diesen fast gänzlich in Vergessenheit geratenen Kalendergeschichten einen neuen Zugang in die Welt der großen Werke Gotthelfs. Der genannten Gesamtausgabe wird ohne Zweifel diese Begründung ebensfalls vorgeschwobt haben; sie versetzte jedoch überdies auch noch einen rein wissenschaftlichen Zweck, den der gelehrten Kommentierung. Müschg dagegen kommt es lediglich auf den dichterischen Gehalt von Gotthelfs Kalender an, weshalb er auf jede Kommentierung, außer der im Vorwort gegebenen, verzichtet. Seine Ausgabe möchte den ursprünglichen Gotthelf als Kalendermann, oder genauer gesagt, die auf den einfachen Leser berechnete Wirkung des Kalenders ohne jede gelehrtete Zutat erhalten wissen. Das auf den dichterischen Gehalt gerichtete Augenmerk verlangte ferner auch eine etwas von der Gesamtausgabe abweichende Auswahl der Stücke; außerdem wurde die von dieser unternommene Normalisierung der Intonation aufgegeben und Gotthelfs mehr dynamische Zeichensetzung wieder eingeführt. Dabei wurde stets auf den Kalender selbst zurückgegriffen und die Geschichten in der mundartnahen Erstausgabe den später von Gotthelf umgearbeiteten Zweitdrucken vorgezogen.

Nicht jedermann ist die große Gesamtausgabe zugänglich, so daß die Kalendergeschichten für das große Publikum dort neuerdings unbeachtet begraben liegen, oder doch zum mindesten von den Hauptwerken überschattet werden. Im Kleide dieser einbändigen, geschmackvollen Neuausgabe dagegen treten sie nochmals, wie einst vor hundert Jahren in der literarischen Frühzeit Gotthelfs (1840—1845), als selbständige Gattung vor uns hin, weshalb dem Herausgeber aufs wärmste gedankt werden muß.

Gotthelf als Kalendermann! Dieser Begriff verlangt einige Erklärungen. Sie sind sowohl von Hunziker in der Gesamtausgabe (Bd. XXIV) wie auch von Müschg im Vorwort (dem Texte Hunzikers z. T. folgend) gegeben worden.

Schon auf den Jahrmarkten des Spätmittelalters erfreute sich der Kalender einer großen Beliebtheit, indem er dem Volke auf eine möglichst kurzweilige und billige Art das praktisch Wissenswerte aus der Fülle des jeweiligen Gewussten übermittelte. Der Kalender nahm daher in den Bauern- und Bürgerhäusern neben der Bibel den zweiten Rang ein. Berühmt sind in der Folge die Kalender eines Grimmselshausen, Hebel, Claudius, Auerbach und in unserem Lande eines Martin Disteli geworden; zuletzt überlebte sie bei uns der „Hinkende Bote“, der zu Gotthelfs Zeiten von G. J. Kuhn redigiert wurde, alle zusammen.

Einen ersten großen Aufschwung erlebte der Kalender, wie begreiflich, in der Zeit der Aufklärung, einen zweiten in derjenigen der Regeneration. Die im Jahre 1826 gegründete Bernische Gemeinnützige Gesellschaft, deren Mitglied Gotthelf war, sah in der Verbreitung eines eigenen Volkskalenders ein wertvolles Instrument ihrer Propaganda für Volksaufklärung. Sie rief daher den Neuen Berner Kalender ins Leben, dessen erste Nummer 1838 erschien. Da dieser jedoch nicht recht ziehen wollte, beauftragte sie den durch die zwei Romane „Bauernspiegel“ und „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ eben bekannt gewordenen Pfarrer von Lützelschlüch mit der Redaktion. Dieser ergriff die Gelegenheit, auf solche Weise direkt an sein Volk gelangen zu können, mit beiden Händen und skizzierte in einem Briefe an Carl Bizius seine Programmideen folgendermaßen: „Es gibt einen eigenen Kalender, keinen zusammengetragenen aus Naturgeschichten und andern

*) Jeremias Gotthelf, Schatzkästlein des Neuen Berner Kalenders, herausgegeben von Walter Müschg. Atlantis-Verlag, Zürich.

gemeinnützigen Langeweilebehältern. Aus Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wieviel Junge die Steinböckin habe (vergl. Neuer Berner Kalender 1839), macht man keinen vernünftigen Kalender. Das kommt aus der verflucht dummen, gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernstes des Lebens nicht tiefer kam als zu Rezepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigen bringen, das heißt hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet."

In dieser temperamentvollen Ankündigung spürt man bereits den Zündstoß, welcher schon nach dem Erscheinen der ersten Nummer zum Bruch mit dem Verleger und später auch zu dem mit der Gemeinnützigen Gesellschaft führen sollte. Aber Gotthelf ließ sich durch nichts von dem eingeschlagenen Weg abbringen, und selbst die scharfe Warnung seines Freundes blieb in den Wind gesprochen: „Ich bitte dich wohl zum zwanzigsten Mal, ums Himmels willen, vergiß nicht, daß du der Pfarrer von Lügelsflüh bist, daß du auch als Jeremias der Pfarrer von Lügelsflüh bleibst, daß du als solcher tausendmal behutsamer sein mußt als ein anderer, daß du mehr Feinde hast, als die sich schon ausgesprochen, daß mancher Gegner noch im Verborgenen lauert“ (an Carl Bizius 1844).

Gotthelf fuhr fort, mit Ungestüm und Derrheit die Mängel der radikalen Regierung und die Verderbtheiten der Zeit anzugreifen und mit allen den ihm zu Gebote stehenden Mitteln des Hohnes und Spottes zu brandmarken. Das brachte zwar vorerst nur die einflußreichen Machthaber gegen ihn auf, die nicht verfehlten, den kampflustigen Pfarrherrn ihren starken Arm fühlen zu lassen. Indem jedoch das Niveau des Kalenders literarisch zu hoch, zu eigenwillig und kompliziert heraußkam, wandten sich schließlich auch die einfachen Leser von ihm ab, so daß Gotthelf sich gezwungen sah, nach dem Erscheinen der sechsten Nummer die Feder als Kalendermann niederzulegen und damit diese literarische Episode abzuschließen. Seine Absicht, die herrschenden Kalender, besonders den „Hinkenden Boten“ aus dem Sattel zu heben, wurde nicht erreicht. Es hatte ihm nichts mehr genützt, ganz gegen seine ursprüngliche Intention auch noch über das Wetter, die Maikäfer, Erdflöhe, über Hausmittelchen und Blähungen zu schreiben. Nicht seine ausgezeichneten Witze und Anekdoten, seine „Kuriositäten“ (Jahreschroniken) und pädagogischen Handgriffe fielen ins Gewicht, sondern in erster Linie seine gegen den Zeitgeist unternommenen Ausfälle. Die Nache dieses beleidigten „Zeitgeistes“ übersah auch die hervorragenden literarischen Beiträge, in denen bereits der hohe sittliche Ernst und die bedeutende Ideenfracht der späteren Romane enthalten waren, wie den „Mordiofuhrmann“, „Marei die Kuderspinnerin und ihr Tröster“, „Das arme Rätheli“, „Das Lisebethli“ *et cetera*. Wenn nicht das Ausland Gotthelfs Stimme vernommen und seinen Ruhm aufgerichtet hätte, so wäre er bei seinem Tode mit der Etikette eines lokalen „Volkschriftstellers“ entlassen worden.

Aber selbst dieser ausländische Ruhm hielt nicht stand. Auch er gedieh nur zur Episode. Erst unser Jahrhundert hat jenen großen Fehler wieder gut gemacht, oder ist im Begriffe, es zu tun. Als im Jahre 1911 die große Ausgabe von Hunziker und Blösch mit dem I. Bande zu laufen begann, war das Zeichen zur eigentlichen Gotthelfsforschung gegeben, zu der u. a. auch Walter Muschg mit seinem bedeutenden Werke „Gotthelf, die Geheimnisse des Erzählers“ (1931), einen epochenmachenden Beitrag leistete. Dieser Zürcher ist, wie kaum ein anderer, in die Untiefen der Künstlerseele des Berners Gotthelf hinuntergestiegen, um dort Schätze zu heben, von deren Existenz man noch kaum eine Ahnung hatte, und gelangte zum Schluß: „Keller verkörpert ein Jahrhundert, Gotthelf ein Jahrtausend“. Und wenn er heute mit der Neuauflage der Kalendergeschichten vor die Öffentlichkeit tritt, so geschieht es wiederum in der Absicht, den Zugang zu dem wirklichen Gotthelf auch noch von einer andern Seite zu ermöglichen und zu zeigen, daß Gotthelf selbst in seinen scheinbar nebensächlichsten Produkten immer auch noch die Kralle des Löwen erblicken läßt. An Echtheit, Kraft und Fülle der Aktualität, so findet Hunziker, übertrifft dieser Kalendermacher alle übrigen seinesgleichen und nennt seinen Kalender eine geniale Tat, während Muschg noch einen Schritt weiter geht und von Gotthelf als dem Klassiker des Kalenders spricht.

Die Zeit, in welcher Gotthelf seinen Kalender schrieb, glich in mancher

Hinsicht der unsrigen. Sie war erfüllt von den Parteikämpfen der Freischarenzüge und des Sonderbundes, von den wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen, hervorgerufen durch das Auftreten der Maschine, welche die Wirtschaftsstruktur unseres Landes grundstürzend veränderte und einen Umbruch des Staates überhaupt verursachte, dessen äußeres Merkmal die neue Verfassung darstellte. Wir finden daher in diesen Kalender-Geschichten die Bausteine zu Gotthelfs großer politischen Synthese im „Zeitgeist und Bernergeist“ bereits vorhanden. Es sind dieselben Bausteine, welche heute zu einem Werke „Zeitgeist und Schweizergeist“ führen müssten.

Adolf Schae-Riss.

Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich die Stellung der Literaturwissenschaft zu Gotthelf und Keller gänzlich verschoben. Seitdem durch die großen Gotthelf-Darstellungen, vor allem durch Muschgs weitgreifendes Buch, die Überzeitlichkeit und die dichterische Größe Gotthelfs einwandfrei erwiesen wurden, mußten notwendigerweise auch die Beziehungen zwischen ihm und Keller in ganz anderem Lichte erscheinen. Ja, hinter der ursprünglichen Größe des Berner Epikers versank der Zürcher Dichter, und man erkannte erst jetzt die Zeitgebundenheit Gottfried Kellerscher Gedanken und Anschauungen. Seine eindeutige Hinwendung zur Diesseitswelt wurde als eine verhängnisvolle Verengerung des Blickfeldes erkannt. Muschg selbst hat sich eindeutig für eine höhere Wertung Gotthelfs entschieden und Kellers spätere Entwicklung als eine Rückkehr zu Gotthelfs Konservativismus zu deuten versucht. Auch sind schon oft Versuche unternommen worden, motivische Anlehnungen Kellers aus Gotthelf nachzuweisen. Kurz, Gottfried Keller steht in Gefahr, von der wertbestimmenden Literaturwissenschaft in seiner Gesamtheit hinter Gotthelf gesetzt zu werden.

Es ist klar, daß solche Umlwertungen nach einer grundlegenden Untersuchung über die gegenseitigen Beziehungen rießen und daß man besonders von Seiten der Keller-Forschung das Bedürfnis nach einer solchen empfand*). Bänzigers Arbeit versucht, diese Abklärung zu schaffen, ohne freilich die großen Schwierigkeiten zu erkennen, die sich einem Vergleich der beiden Gestalten entgegenstellen, „weil die für die Klassik und deren Nachfahr Keller mit bester Fruchtbarkeit anwendbare Methode, das Werk aus dem unveräußerlichen Kern der Persönlichkeit und ihrer geistigen Inhalte zu erklären, bei Gotthelf unangemessen ist“. Gotthelfs Dichtung nimmt im Unpersönlichen, im christlichen Geist ihren Ursprung; Gottfried Keller aber ist leidenschaftlicher Vertreter der freien Persönlichkeit. Allein anstatt nun den rein chronologischen Weg einzuschlagen, in dem das historische Nacheinander als einfaches Ordnungsprinzip gelten könnte, geht der Verfasser nach einer guten Darstellung der beiderseitigen geistigen und sozialen Situationen zuerst auf Kellers Frühzeit vor der Begegnung mit Gotthelf ein, die nach seiner Meinung am stärksten durch das Feuerbach-Erlebnis bestimmt ist. Mit der entwicklungspychologischen Tatsache, daß nämlich Gotthelf bereits dem Alter zu neigt, während Keller eben erst zum Dichter geworden ist, da er sich mit dem Berner Schriftsteller öffentlich auseinandersetzt, beschäftigt sich Bänziger kaum. Wir halten auch dafür, daß eine eingehende und lückenlose Interpretation der Gotthelf-Rezensionen Kellers mehr positive Ergebnisse gezeitigt hätte als die zahlreichen Hinweise auf die Feuerbach'sche Philosophie und die etwas eigenartig klingenden Betrachtungen über Kellers Malerei, Lyrik und Epik. Feuerbach ist nur so weit von Belang, als er von Keller assimiliert wird, d. h. die weltanschauliche und religiöse Welt Kellers ist maßgebend. Diese aber ist kaum zureichend dargestellt; dementsprechend hat man denn auch den Eindruck, daß Gotthelf im ganzen treffender gezeichnet ist als Keller. Die christliche Weltordnung, in welche Gotthelfs Werke eingeordnet sind, ist in wenigen Worten klar gefaßt; ein Satz wie der folgende wirkt förmlich lapidar: „Es ist gerade die Eigenart Gotthelfs unter allen seinen Zeitgenossen, daß bei ihm Gott wichtiger ist als das Ich“.

Man soll sich freilich hüten, den Aussäzen Kellers über Gotthelf, so groß-

*) Dr. Hans Bänziger, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf. Verlag Paul Haupt, Bern-Leipzig 1943.

artig sie auch sind, allzu große Bedeutung für die Entwicklung Kellers beizumessen. Dass Keller erst durch die Begegnung mit Gotthelf und Feuerbach zum Epiker geworden sei und dass er sich in den Jahren, da er den „Grünen Heinrich“ niederschrieb, mit keinem andern Dichter so lebhaft auseinandergesetzt habe, sind zum mindesten gewagte Behauptungen. Auch dann, wenn Kellers Liberalismus sich im Alter deutlich in eine Art gemäßigten Konservativismus umwandelte, so darf dabei nicht an eine Rückkehr zu Gotthelf gedacht werden. Es ist dies doch nichts anderes als die psychologisch klar verständliche Fortentwicklung der Persönlichkeit Kellers. Bei einem so eigenständigen Genie, wie es Keller darstellt, darf überhaupt nicht von einer derartigen Hörigkeit gesprochen werden. Die künstlerische Genialität Kellers ist in der Darstellung Bänzigers einfach zu kurz gekommen. Eine rein geistesgeschichtlich orientierte Gegenüberstellung der beiden Gestalten wird sich freilich nach den heutigen Anschauungen zu Gunsten Gotthelfs und zu Ungunsten Kellers auswirken: allein es gilt nicht nur die Weltanschauungen, es gilt auch die Künstler, die Sprachmeister, zu vergleichen. Von diesem Blickpunkt aus wird Keller ohne jede Einschränkung seine unvergängliche Größe beibehalten; denn er ist, entgegen der Behauptung Bänzigers, in manchem Gedicht doch Lyriker reinster Prägung, und seine Epik und seine dichterische Schaukraft, seine Anschaulichkeit, sind schlechthin einmalig.

Dagegen halten wir dafür, dass eine Motivforschung, wie sie von dem Verfasser abgelehnt wird, mit Ernst betrieben, und selbst auf die Gefahr hin, sich ins Uferlose zu verlieren, doch etwas abtragen würde. Denn dass zwischen der Tragik in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und im „Elsi“, das Keller über alles schätzte, wie auch an manchen andern Stellen Ähnlichkeiten bestehen, die es verdienen, gründlicher untersucht zu werden, ist wohl nicht zu leugnen, nur gilt es vorsichtig anzusehen und dabei auch das Prinzip des Widerspruchs als aufbauendes Element anzuerkennen.

Freilich sind alle diese Dinge in Bänzigers Arbeit angedeutet, nur gebracht es der Untersuchung an einer klaren und einfachen Ordnung und wohl auch dem Verfasser ein wenig am Sensorium für das Wesen Kellers. Und darum können wir diese Studien, so viele erfreuliche Gedankengänge und Aufhellungen sie auch enthalten, nicht als eine endgültige Abklärung der äußerst hintergründigen Beziehungen zwischen unseren größten Dichtern anerkennen, und der Untertitel wird dem Büchlein zu Recht angehören: es ist ein „Versuch einer Gegenüberstellung“.

Carl Fehr.

Aus der italienischen Gegenwartsliteratur.

Dino Buzzati: der junge, 1906 in Belluno geborene Venetier prägte sich uns vor zehn Jahren ein mit dem Kurzroman „Barnabo und seine Berg“ („Barnabo delle montagne“). Dieser gefühlsscheue, gefühlsschwere Erstling blieb nicht weniger unvergessen als Buzzatis differenzierte Variationen über „Die Tatarer in wüste“ („Il deserto dei Tartari“), nicht weniger als einzelne seiner, auch dem Feind gegenüber ritterlichen Seekriegsberichte im *Corriere della Sera*. Ein sympathischer Idealist, Dino Buzzati, den der Journalismus zu keinerlei Konzessionen versücht, vielmehr ihm stets neue Selbstprüfung, neue Verpflichtung bedeutet.

Nunmehr beschenkt er uns mit einem Band Erzählungen: „I sette messaggeri“ („Die sieben Boten“, Mailand, Mondadori). „Kuriose Geschichten“, ließen sich diese neunzehn, zum Teil gleichnishaften Prosadichtungen betiteln. Wiederum versteht es Buzzati, uns mit ganz schlicht, fast behutsam dargelegten Begebenheiten in Spannung zu halten, und zuweilen gelingt es ihm, in den Zettel der Wirklichkeit überzeugend einen irrealen Einschlag zu weben. Das Lebens- und Weltenleid wirkt sich bei ihm in Bellemmungen, Befürchtungen, Besessenheiten aus, in quällenden Phantomen. Etwas wie ein Alpdruck liegt über vielen dieser Seiten. Und doch empfindet man sie meist nicht als bedrückend. Es ist, als wenn das Dunkel sich im Licht des Wortes erhellt, die Wirrnis sich in dessen edler Einfachheit löste: Magie einer Sprache, die nur scheinbar Gemeingut ist, tatsächlich jedoch einmalige individuelle Schöpfung.

Unter den italienischen Erzählnern der Gegenwart beachten wir Buzzati als einen motivisch und stilistisch abseitigen, eigene Wege suchenden Poeten. Lesern aus

dem deutschen Kulturreise, aus dem Kreise deutscher Phantasie und Phantastik sind vielleicht Vorbedingungen gegeben zu besonderem Verständnis für sein Träumen und Spontanieren. Alle Leser, jedweder Herkunft, wird Buzzatis tiefe Menschlichkeit in ihren Bann ziehen. Und durch den lyrischen Ausklang des Buches — eine Fahrt „von Nacht zu Nacht“, von der Großstadt in die Kriegszone, unterm Leuchten der Überwelten — wird manch einer sich beschwingt fühlen zu steilstem Aufstieg, ähnlich dem Dichter, einem selbsterwählten Stern entgegen, der sicher ihn geleitet „bis zur vorgezeichneten Stunde“.

E. N. Baragioia.

Deutsche Erzähler.

(Eine Übersicht.)

Die Sensation auf dem deutschen Buchermarkt der letzten Jahre bildet wohl das Erscheinen der groß angelegten Sammlung „Der deutsche Tauchnitz“ — wenigstens für uns, da ihre Bände „nur zum Verkauf außerhalb des großdeutschen Reiches“ bestimmt sind. Es handelt sich um Ausgaben (und Neuausgaben) unterhaltender Literatur in Bändchen, die leicht in die Tasche des Überziehers schlüpfen und deren Verlust auch keine besonderen Sorgen zu bereiten braucht, da sie erstaunlich wohlfel sind. Der Verlag unterscheidet (durch die Farbe der Umschläge) Abenteuergeschichten, Liebes- und Eheromane, Biographien und historische Romane, Psychologische Romane und Essays, Novellen und humoristische Romane, Reiseerzählungen und Romane aus fremden Ländern und schließlich Dramen, Gedichte und gesammelte Werke. Wichtiger als die Frage, in welcher Abteilung man ein bestimmtes Werk werde suchen müssen (die Frage der Einreihung wird ja wahrscheinlich auch dem Verlag bisweilen etwas Kopfzerbrechen bereiten), ist die Feststellung, daß die Auswahl ein sehr gutes Niveau hat. Das Streben geht zwar nicht auf die Vermittlung von Ewigkeitswerten, sondern nach der Bereitstellung leicht zugänglicher Literatur, aber was da dem Leser an solcher Literatur angeboten wird, darf sich sehen lassen, und es ist nicht uninteressant, einmal das deutsche Schrifttum auf seinen Bestand an gut unterhaltenden Büchern hin zu mustern. Wir freuen uns, da und dort auf gute alte Bekannte zu stoßen, die uns mehr bedeutet haben als eine flüchtige Zerstreuung. Da finden wir beispielsweise unter den historischen Romanen die großartige Darstellung aus dem 30jährigen Kriege von **Hermann Löns**, „Der Wehrwolf“ oder unter den Liebesromanen das herrlich frische Buch von **Manfred Hausmann** von „Abel mit der Mundharmonika“, das schon durch einen feinen Film einem wieder nahe gerückt worden ist. Eine eindringliche psychologische Studie, die nicht gleichgültig läßt, ist der Roman „Die ungleichen Schwestern“ von **Martin Raschke**. Unter den Abenteuergeschichten greift man gerne zum Roman „Der Fall Deruga“, einem Frühwerk von **Ricarda Huch**, vielleicht weniger, um bei dieser Detektivgeschichte das Gruseln zu lernen, als um rückblickend die Entwicklung zu wägen, die der Dichterin zu durchlaufen beschieden gewesen ist. Ins Reich der Werkspionage führt der raffiniert ausgewählte Roman „Rautschul“ von **Hans Dominik**, während das Buch „Opiumkrieg“ von **Rudolf Brunngraber** mit starker Eindringlichkeit und Vertrauen erweckender Sachkenntnis ein freilich romanhaftes, aber eindrucksvolles Gemälde vom Kampfe Chinas um seine Behauptung gegenüber der geschäftlichen Spekulation der Fremden zeichnet. Unter die psychologischen Romane reiht die Sammlung den fesselnden „Roman eines Kurortes“ von **Hermann Hölster**, der den Titel „Genesung im Graubünden“ trägt und — weniger philosophisch gewendet als etwa Thomas Manns „Zauberberg“ und bei weitem nicht so innerlich durchdrungen und von Leidenschaftlichkeit erfüllt wie Hugo Martis „Davoser Stundenbuch“ — die Vielfältigkeit der Erscheinungen in einer packenden Gesamtschau zusammenfaßt. Eine Reiseerzählung besonderer Art bietet **Herbert Rittlinger** in seinem Roman „Ich kam die reißenden Flüsse herab“ — er erzählt von einer gefahrsvollen Falzbootfahrt von Peru zu den Niederungen des Amazonas, die schon andere vor ihm versucht hatten, aber nicht mehr von ihr haben Kunde geben können. Ein Buch, das über die persönlichen Erlebnisse hinaus sehr nachdrücklich einen ganzen kleinen Lebensraum mit seiner Problematik uns erschließt, ist **Werner Heßwigs** Roman „Raubfischer in Hellas“: er erzählt bewegt und kraftvoll von den Dynamitfischern im ägäischen

Meer in der zurückliegenden Zeit, d. h. in der Zeit vor dem Jahre 1935. — Die Sammlung, die, wie man sieht, auf Wertvolles aus ist, erscheint seit dem Jahre 1941 im **Verlag Bernhard Tauchnitz in Leipzig**.

Immer wieder gerät man bei seiner Lektüre auf Bücher, die aus den Erlebnissen des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit herausgewachsen sind, und man kann bisweilen die Erfahrung machen, daß gerade Bücher dieser Art, um die es still geworden ist, sich einem besonders nachdrücklich einprägen. Mir ist es mit dem Roman „**Peter Anemont**“ von **Rüdiger Syberberg**, **Verlag Karl Alber, München, 2. Auflage**, so ergangen. Er erzählt in kurzen Kapitelchen, denen er etwas altväterische Überschriften voransetzt, vom Leben des einfachen Sohnes einer Magd, der früh seinen Weg selber suchen muß und sich aufs Geratewohl treiben läßt, bis der Krieg ausbricht. Über das Kriegserlebnis selber schweigt sich das Buch aus. Es führt uns wieder zu seinem Helden, der in russische Gefangenschaft geraten ist, in ein Lazarett, wo er sich langsam von einem Bauchschuß erholt, und ins Gefangenental in Sibirien, und erzählt von seinen durch die Jahre sich ziehenden Wanderungen in die Heimat und seinen seltsamen, fast märchenhaft anmutenden Erlebnissen. Diese Schilderung ist von einer so lebendigen Wärme erfüllt, sie ist so kraftvoll dem Leben zugewendet und zugleich so wenig sentimental, daß die stärksten Erinnerungen an das Buch sich in einem festhalten und man von diesem Buche noch weiß, wenn man ein paar Dutzend andere, die man zur selben Zeit gelesen, längst vergessen hat. — Ein Buch mit demselben ernsten geschichtlichen Hintergrund der Nachkriegszeit, aber mit einem im Ganzen doch idyllischeren Bodengrund ist das Vagabundenbuch „**Auf zerrissenen Sohlen**“ von **Mathias Ludwig Schroeder**, **Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.** Es ist ein Zappelbrüder-Roman, ein „Epos der Landstraße“ und führt vom Bodensee bis nach Berlin und an die Nordsee. Ein Arbeiterdichter gestaltet darin eigene Erlebnisse — aus einer gesunden, anspruchslosen Lebensfreudigkeit heraus, die sich in allen Wechselsällen des Lebens zurecht findet, weil sie in einer tiefen Lebensglückigkeit wurzelt. — Mit leichter Hand schreibt **Geo Broeg** vom Lebensweg eines jungen Menschen in seinem Buch „**Vom Dutzendteich zum Stillen Ozean**“, **Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.** Es ist die Lebensgeschichte eines Nürnberger Jungen, der über seinen Knabeneigungen nicht zur strengen Arbeit gelangt, dann aber mächtig aufsholt und zu großen Erfolgen gelangt. Die blendende Karriere ist wohl etwas naiv geschildert, der literarische Schwerpunkt des Buches liegt in den ausgezeichneten Schilderungen der jugendlichen Erlebnisse in Nürnberg: die sind mit einer liebevollen Einfühlung und mit einer so unbekümmerten Frische gegeben, daß einem das Herz lädt. — Von der Heimat in die Ferne führt auch das Buch „**Orient ohne Schleier**“ von **Friedrich Otto Bittrich**, **Safari-Verlag, Berlin**. Der Autor hat im Jahre 1938 eine Autofahrt durch den Orient nach dem persischen Golf unternommen, und sein Buch hält in kurzen Abschnitten jeweilen das Fazit seiner Erlebnisse fest. Man erfährt daraus manches sachlich Interessante und auch mancherlei, was die Zeit vor dem großen Sturm charakterisiert; völkerkundlich und psychologisch dagegen vermag der Autor nicht recht zu feiern, weil es ihm an selbstloser Einfühlung gebricht: er ist zu sehr draufgängerischer Natur und vom Streben nach Selbstbehauptung erfüllt. — Diese Gabe der selbstlosen Einfühlung ist wohl vor allem gewissen Frauen eigen. **Lene Wend** besitzt sie in hohem Maße, und ihr Buch „**Ein Sommer mit Petra**“, **Verlag R. Thienemann, Stuttgart**, auf liebevollster Erfassung der Welt am Saronischen Golfe fußend, malt denn auch mit schöner menschlicher Durchdringung Land und Bevölkerung unter dem attischen Himmel, wie es schon ihre Mädchengeschichte „**Despina Bronsart**“ getan. — In die Vergangenheit führt der Roman „**Der Traum vom Reich**“ von **Wirko Jelusich**, **Safari-Verlag, Berlin**. In seiner Mitte steht die Gestalt des Prinzen Eugen. Jelusich versöhrt nicht wie etwa Enrica von Handel-Mazetti, die in ihrem „**Graf Reichard**“ ein bis ins kleinste Detail ausgemaltes Bild der Wiener Barockzeit und ihrer Atmosphäre entwirft, aus dem die handelnden Gestalten nur nach und nach hervortreten — er gestalte seinen Stoff mit kraftvoller Männerhand und drängt vorwärts zu Entscheidungen. „**Der Kaiser ist tot**“ beginnt das erste Kapitel — gemeint ist Leopold I., der 1705 starb; „**Der Kaiser ist tot**“ meldet das letzte — und meint den 1711 verstorbenen Joseph I. Was zwischen diesen beiden Jahren an bewegter deutscher Geschichte liegt, wirft seine Licher und Schat-

ten auf die Gestalt des Prinzen Eugen, und es ist erstaunlich, wie der Autor dieses Spiel der Lichter und Schatten künstvoll zur Wirkung zu bringen vermag. — Im Roman „Der bunte Rock der Welt“ erzählt Leo Weismantel, Verlag Karl Alber, München, „aus den Wander- und frühen Meisterjahren des Mathis Rithart, der fälschlich Mathias Grünewald genannt wurde“. Vorher hatte er im Bande „Das Totenliebespaar“ Kindheit und Lehrjahre des Meisters geschildert, die Vollendung des Mathis Rithart wird der Band „Die höllische Trinität“ darstellen. Der Anhang dieses mittleren Bandes der Trilogie über die „geschichtlichen Grundlagen dieser Dichtung“ rollt das immer wieder sich ausdrängende Problem des geschichtlichen Romanes auf und weist zugleich darauf hin, wie wenig Übereinstimmung immer noch über die Gestalt des großen Künstlers und die ihm zuzuweisenden Werke herricht; dazu gibt der Anhang des historischen Romanes (was auf die Zwiespältigkeit dieser Kunstform ein Schlaglicht wirft) „wissenschaftliche Einzelhinweise“. Uns ist in unserem Zusammenhang wesentlich, daß das Buch ein glaubhaftes, eindringliches, auf farbigen Vorstellungen beruhendes Bild des Lebens im ausgehenden 15. Jahrhundert schafft und daraus klar und überzeugend die menschlich bewegende Gestalt des Künstlers heraustreten läßt, so daß man nicht nur um manche geschichtlichen Kenntnisse bereichert, sondern auch von einem Hauche des Lebens getroffen, die Lektüre des wertvollen Werkes beschließt.

In die Zeit nach dem ersten Weltkrieg versetzt uns wieder der Roman „Lebenstanz“ von Emil Strauß, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. Es ist der Roman eines Heimkehrers, dem in der Not der Zeit eine alte Liebe aufblüht und ihm die Kräfte zur Führung des Lebens stärkt, — und zum Aufbau einer neuen Existenz. Was bei diesem Buche (wie bei andern) des Dichters besonders gesungen nimmt, ist seine Innerlichkeit, sein unbedingter Ernst, mit dem er sich mit der Frage der Lebensgestaltung auseinandersetzt, und seine edle Sprache, die aus einem erfüllten Herzen fließt und unverkennbar das Signum des echten Dichters trägt. Mag man auch (bei uns, vor einem anderen Aspekt des Lebens) vielleicht die Verallgemeinerung einzelner Wendungen des Buches ablehnen — als lebensvolles Zeugnis einer schweren Zeit bleibt es tief eindrucksvoll. — „Die Übermacht“, Verlag Karl Alber, München, ist der Titel einer ungemein künstvoll und zugleich mit herber Verhaltenheit vorgetragenen Novelle von Ruth Schaumann. Das Buch, glänzend komponiert und mit ausgesuchter Zucht der Sprache durchgestaltet, umspielt das Thema der Heiligkeit des Lebens. Daß Frauen dazu neigen (oder neigen können), sich an heikle Motive heranzumachen, wissen wir, und in dieser Hinsicht würde uns das Buch nicht in Erstaunen setzen — aber die männlich strenge Art der Erzählung, die in bewegendem Kontrast zu ihrem Erlebnisgehalte steht, läßt uns die Dichterin zu den Frauengestalten zählen, die als stark geprägte Künstlerinnen in die Literaturgeschichte eingegangen sind und unter denen etwa die einsame Annette von Droste-Hülshoff hervorragt. — „Zwischen Herbst und Winter“, Essener Verlagsanstalt, Essen, nennt Wilhelm Bershofen seine Aufzeichnungen „aus den Erinnerungen des Dirk Brüggemann“. Das Buch gibt die Rückschau auf ein von Glück und Leid gesegnetes Leben und zeichnet sich durch seine Lebensnähe, seine Herzengärme und Eindringlichkeit und sein leidenschaftliches Bemühen aus, zu wesentlicher Erkenntnis zu gelangen. Seine innige Natur- und Menschenverbundenheit aber erwirken, daß auch alles Gedankliche den Leser lebensnah anspricht und aufruft. — Ein Gesellschaftsroman fast mehr als ein „Musikroman“, wie ihn der Untertitel nennt, ist der Roman „Die falsche Note“ von H. v. Wedderkop, Scientia-Verlag, Zürich. Zwar handelt die Erzählung vom Schicksal eines Musikers und seinem Kampfe in einer rheinischen Großstadt, doch im Rückblick auf die Lektüre bemerkt man, daß die eigentlich musikalischen Fragen, die das Buch aufwirft, keine besonders nachdrücklichen Akzente haben, während die Erinnerungen an die bunten Schilderungen eines bewegten Lebens in verschiedenen Gesellschaftsschichten und eigentümlicher menschlicher Typen sich behaupten. — „Die Erben der lodernden Jeanette“, Scientia-Verlag, Zürich, betitelt Leo Weismantel „eine schöne Geschichte, einer wahren Begebenheit des Lebens nachzählt“. Sie berichtet von den traurigen Erfahrungen, die die junge, sich der Liebe erschließende Jeanette mit der engen Gesinnung und dem Eigennutz der Menschen ihrer Heimat machen mußte, und der Rache, die ihr Testament an ihnen nimmt. Es ist ein komödienhafter Stoff, das Motiv der Erzählung eine

Anekdote, die der Autor — immer zwischen Ironie und Ernsthaftigkeit schwabend — etwas breit, aber bewegt ausgestaltet.

Zu einigen Veröffentlichungen geringeren Umlanges greift man gerne, um im Fluge einen Eindruck von Wesen und Schreibart eines Autors zu gewinnen — unter dem Vorbehalt freilich, daß eine genauere Kenntnis das Urteil vielleicht würde korrigieren müssen. **Helene Pagés**, die Autorin der „Christel“- und „Nanni“-Bücher, erzählt in ihrer Schrift „Das Geheimnis um Monika“, Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., in sorgfältiger und gepflegter Darstellung vom Schicksal eines vorehelich geborenen Mädchens, das ohne die Hilfe der Eltern den Weg ins Leben hatte finden müssen, und seiner menschlichen Bewährung mit der ausgesprochenen Absicht, „zur Achtung vor dem Leben, zur Furcht vor dem Kinde“ aufzurütteln. — Nicht ganz so ausgesprochen von einer Tendenz getragen, aber doch spürbar von der Absicht erfüllt, zur Klärung der Einstellung des Lesers zu wichtigen Lebensfragen beizutragen, ist die Erzählung „Die Rast in Biterbo“, Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. von Galina Berkenkopf. Die Autorin, sonst Volkswirtschaftlerin, verlegt den Schauplatz ihrer sehr gemessen gestalteten Erzählung ins Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. und läßt sie im Benediktinerkloster zu Biterbo spielen. Hier läßt sie im Sturm der Langobardenzüge einen syrischen Mönch und einen Flüchtling edeln Geschlechtes aus Rom einander begegnen und Freundschaft schließen und in ihren reisen Gesprächen an letzte Fragen der menschlichen Existenz röhren. — Diesen beiden Schriften kann auch die Erzählung von Arthur Maximilian Miller, „Der Steigbachtsee“, Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., angereiht werden, die — eindrucksvoll durch ihre Klarheit und Simplicity — ein Knabenschicksal vor uns sich erfüllen läßt, in der Absicht, „das sinnliche Dasein als Gleichnis eines dahinter stehenden Über Sinnlichen zu zeigen und dies zum Durchleuchten zu bringen. — Nach einer erst vor kurzen Jahren wieder aufgefundenen Handschrift veröffentlicht Heinrich Mohr die erste größere dichterische Arbeit des Böhmerwalddichters Josef Gangl, die Erzählung „Der zertrümmerte Pflug“, Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. Es ist die Geschichte einer gefährdeten und endlich obsiegenden Liebe unter bauerlichen Menschen im Böhmerwald, und sie ist mit starker Eindringlichkeit, mit guter Kenntnis des Milieus und der volkstümlichen Sprache und mit einem innigen Glauben an den Sieg des Guten erzählt. Wenn dagegen das Nachwort will, daß die „hohe Eigenart“ des wiederentdeckten Böhmerwalddichters Josef Gangl „nur mit der Kunst seines Landsmannes Adalbert Stifter vergleichbar“ sei, und „die geeinte Dreheit von Natur, Mensch und Gott“ nur noch „bewegter, gebalster und persönlicher“ offenbare als der Meister des „Nachsommers“, so soll darüber nicht gestritten werden; doch hat „Der zertrümmerte Pflug“ den ausgeprägten Charakter einer volkstümlichen, ja völkischen Erzählung und liegt damit auf einer ganz anderen Ebene als das erzählende Werk Adalbert Stifters. — Einen Zug ins Volkskundliche weist die eigentümlich herbe Erzählung „Der Wölfsfreier und die Magd Ilse“ von Erich Kramer, Verlag Karl Alber, München, auf, die in phantasievoller Weise Vorstellungen aus dem Gebiete der Naturjäger übernimmt, damit aber eine mehr groteske als innige Wirkung erzielt — die Werwolfvorstellungen sind uns schon recht fremd geworden, so daß wir ihr Vorkommen eher als interessant empfinden, als daß wir unmittelbar mitgehen könnten. — Nachdenklich bleibt man vor der Erzählung „Die Nacht des Dr. Selbende“ von Gustav Hillard, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, stehen. Es ist die Erzählung von einem aus dem Weltkrieg Zurückgekehrten, der sich nicht in die neue Zeit finden kann und sich aufgibt. Dieses Schicksal erzählt der Autor nicht so, daß man von einer durchaus gerundeten künstlerischen Darstellung reden könnte, aber er verbindet eine Neigung zu betonter Zurückhaltung in der erzählerischen Haltung mit einer so ausgeprägten Lust an der Wiedergabe von Sinneseindrücken und impressionistischen Momentbildern, daß daraus — besonders wenn man noch des makabren Schlusses gedenkt — die merkwürdigste Wirkung entsteht und man annehmen könnte, daß hier eine Erzählerbegabung am Werke sei, von der wir noch Beachtenswertes zu erwarten haben möchten. — Der hübsche Band, den uns Johannes Kirschweng vorlegt, „Der ausgeruhte Vetter und andere beruhigende Geschichten“, Verlag Karl Alber, München, enthält gegen ein Dutzend anekdotenhafter Erzählungen, die der Autor, von bewährtem rheinischem Humor getragen, mit gutem Verständnis für die Schwächen

der Menschen und in kräftigem Kalenderstil zum Besten gibt. Alte Schulgeschichten, alte Dorfgeschichten, alte Altjungferngeschichten gewinnen in dieser frischen und unbekümmerten Art der Erzählung einen neuen Glanz, so daß man gerne bei ihnen verweilt. — Die 1937 verstorbene Schriftstellerin Sophie Schwarz hat ihre guten und menschenkundigen Erzählungen unter dem Namen Henriette Fernholz veröffentlicht. Aus ihrem Werke gibt der **Christophorus-Verlag, München**, in einem hübschen Bändchen zwei Erzählungen unter dem Titel „*Josi, die Geschichte einer Liebe*“, und „*Der Kellner Johannes*“, eine Novelle vom harten Leben“ heraus, die ein schönes Zeugnis für die eindringende Menschenkenntnis der Autorin und ihren guten Sinn für die abgewogene sprachliche Fassung solcher Darstellungen ablegen: „*Josi*“ ist eine mit allem Feingefühl durchgeführte Mädchenstudie, „*Der Kellner Johannes*“ wendet sich dem schweren Schicksal eines schuldlos schuldig Gewordenen zu, der schließlich doch wieder den Aufschwung zur Bejahung des Lebens findet.

Die Emigrantenliteratur ist in den letzten Jahren an Umsang zurückgegangen. Man begreift es, wenn bei den Menschen, die fern der Heimat leben, die Spannkraft nachgelassen hat, und erwägt sorgenvoll das Schicksal einer Künstlernatur, die, in fremde Erde verpflanzt, neben anderen Schwierigkeiten auch der Not der Heimatlosigkeit ausgesetzt ist. Es zittert davon etwas nach in den autobiographischen Büchern von **Vidi Baum**, „*Marion lebt*“, **Bermann-Fischer Verlag, Stockholm**, und von **Stefan Zweig**, „*Die Welt von gestern*“, Erinnerungen eines Europäers, **Bermann-Fischer Verlag, Stockholm**. Bei **Vidi Baum** ist ihre Lebensgeschichte als Rückblick kunstvoll in einen romanhaften Rahmen gefügt; das hindert nicht, daß man sie unmittelbar als Bekennnis hinnimmt und starke Eindrücke vom Wiener Leben, in dem sich ihre Persönlichkeit entfaltete, gewinnt und von den weiteren Stationen, zu denen sie ihr unruhiges, immer bewegtes Temperament geführt hat. Sie schreibt auch mit berückender Frische, wenig auf Objektivität bedacht, sondern ganz vom Gesichtspunkt aus, den ihr jeweilen das Erlebnis zwies. Gerade daraus schöpft man Vertrauen und kann ihre reiche Lebensgeschichte als document humain und Beitrag zur Zeitgeschichte würdigen. — **Stefan Zweig** schreibt weniger persönlich. Er lebt im Gefühl, als repräsentative Persönlichkeit des deutschen Schrifttums seinen Lesern einen Rechenschaftsbericht über sein Erleben schuldig zu sein, und unterstellt ihn nicht nur dem Gesichtspunkt der persönlichen Einstellung zu den Wechselsfällen des Daseins, sondern auch Gesichtspunkten der Kulturgegeschichte und der Zeitgeschichte. Darum leidet er darunter, daß er in der Fremde keine Papiere bei sich hat, nicht genau zitieren kann und nur auf sein nicht durchaus sicheres Gedächtnis angewiesen ist. Sein Ehrgeiz wäre, ein breit angelegtes Zeitgemälde zu geben. Man wird trotz seinen eigenen Bedenken sagen dürfen, daß er uns außerordentlich viel gibt und uns besonders auch über manches Österreichische, das uns sonst wohl nicht leicht verständlich wäre, die Augen öffnet. Und wenn er sonst etwa in seinen Schriften vielleicht etwas geziert oder maniriert anmutet: hier besticht er durch eine menschliche Unmittelbarkeit und Bescheidenheit, der man sich nicht entziehen kann. Seine Erinnerungen werden zu den Büchern gehören müssen, zu denen eine spätere Zeit zum Verständnis der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zu greifen haben wird. — In der Kriegszeit ist auch die indische Legende „*Die vertauschten Köpfe*“ von **Thomas Mann**, **Verlag Bermann-Fischer, Stockholm**, erschienen, in der Thomas Mann ein altes Motiv der indischen Sagenwelt im Glanze seiner Kunst der Erzählung neu abwandelt. Er steht persönlich gewiß wie keiner im Bannkreis des Krieges — in dieser indischen Legende scheint er völlig in sich selber zu versinken und sich einem traumhaften Spiel zu überlassen. Man bemerkt wohl das spielerische Element, das diese seltsame Erzählung nicht verleugnet, und die handwerkliche Lust, an besonders schwerer Aufgabe sich zu bewähren. Doch wenn man dem Dichter bis zum Ende gefolgt ist, folgt einem eine leichte Beunruhigung über die Lektüre hinaus. Romantische Ironie? Tieffinniges Symbol? Ausbruch in Traum und Weite? Vielleicht sind mancherlei Antworten möglich und liegt der Sinn dieser indischen Legende (wie anderer auch) in ihrer Vieldeutigkeit.

Carl Günther.

Religion und Eros.

Walter Schubart: Religion und Eros. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung, München.

Als im Jahre 1938 der Rigaer Kulturphilosoph Walter Schubart sein Buch „Europa und die Seele des Ostens“ veröffentlichte, gingen die Meinungen der Kritiker weit auseinander. Schröffer Ablehnung, die in Schubarts Thesen geradezu einen Verrat am abendländisch-europäischen Geist witterte, stand mehr oder weniger begeisterte Zustimmung gegenüber. Eine Diskussion in weiteren Kreisen wollte aber damals nicht in Gang kommen. Die Zeit vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges war noch nicht reif dazu. Inzwischen hat sich die Situation rasch gewandelt, und seit dem Kriegseintritt Russlands gehört dieses Buch Walter Schubarts zu den vielgelesenen und oft diskutierten Veröffentlichungen in unserem Lande. Man ist nachträglich erstaunt und betroffen, wie richtig Schubart manche Entwicklungslinien der akuten Auseinandersetzung zwischen Ost und West vorausgesehen hat.

Sollte dem neuen Buch „Religion und Eros“ eine ähnliche Rolle in bezug auf die Zeit nach dem Kriege beschieden sein? Die Aktualität des Themas scheint zwar auf den ersten Blick unvergleichlich geringer, handelt es sich doch nicht um eine kulturphilosophische, sondern um eine religionsphilosophische Untersuchung. Einem tieferen Eindringen entpuppt sich jedoch diese neue Veröffentlichung schon heute als unentbehrlicher Schlüssel zum Verständnis mancher, oft recht fremdartig klingender Äußerungen in „Europa und die Seele des Ostens“. Was damals mehr an der Oberfläche politisch-kulturellen Geschehens abgelesen wurde, das verfolgt Schubart nun bis in die verborgenen philosophischen und religiösen Hintergründe hinein. An einem erstaunlich reichen und meisterhaft gestalteten Material wird die Wirksamkeit zweier „irrationaler“ Triebkräfte aufgedeckt. Als Wesen der Mitte ist der Mensch zwischen Religiosität und vitale Triebhaftigkeit eingespannt. Aus diesen beiden Quellen fließt die Dramatik des menschlichen Schicksals. Aus den zahllosen geschichtlichen Verschlingungen, problematischen Trennungen und Verbindungen, erwächst Schubarts grundsätzliche These von einem wesenhaften Verwandtschaftsverhältnis der beiden Potenzen: Triebfeindliche, asketische Religiosität sowohl als irreligiöse, sinnenfreudige Triebhaftigkeit erscheinen ihm als verhängnisvolle Auswüchse, die es in einem menschenwürdigen Dasein gleichermaßen zu überwinden gilt. Ein Ausgleich im Sinne der „Heimkehr des Eros zu den Göttern“, gleichbedeutend mit Heiligung und religiöser Eingliederung der vitalen Triebhaftigkeit, soll angestrebt werden. Er verspricht endlich die langersehnte wesensgemäße Lösung des menschlichen Urkonfliktes.

Dieses Postulat, dem nach Schubart das griechisch-orthodoxe Christentum am weitesten entgegenkommt, wird ohne Zweifel bei all denen lebhafte Zustimmung finden, die sich als Ärzte und Seelsorger heute mit den Konflikten des modernen Menschen abmühen. Es muß aber die Frage aufgeworfen werden, ob sich in diesem Ausgleich, abgesehen von der therapeutischen Bedeutung im einzelmenschlichen Schicksal, wirklich die Phänomene Religion und Eros ihrem Wesen gemäß erfüllen. Handelt es sich nicht vielmehr nur um eine kompensatorische Forderung konstruktiven Charakters, die aus der Not der Gegenwart heraus geboren wird, ohne daß ihr im Vergleich mit anderen Lösungsversuchen ein übergeschichtlich-wesenhafter Charakter zukommt? Die Sehnsucht nach Ausgleich bleibt auf das Dasein des modernen Abendländers bezogen, das in eine ganze Reihe autonomer Einzelbezirke aufgespalten ist, die untereinander keinen lebendigen Zusammenhang mehr besitzen, es sei denn, daß sie sich gegenseitig bis aufs Messer bekämpfen. Wäre der Ausgleich wirklich die einzige wesensgemäße Beziehung zwischen Religion und Eros, so verlöre die ganze bisherige Geschichte ihren dramatischen Weisenszug, sie erschien als eine Sammlung bedauerlicher Irrtümer und Fehldispositionen. Anderseits müßte mit dem einmal ernsthaft ins Leben gerufenen Ausgleich der ganze geschichtliche Prozeß zum Stillstand kommen. Diese beiden Folgerungen zeigen deutlich, daß der Ausgleichsthese, abgesehen von ihrer aktuellen Bedeutung für die Gegenwart, keine Sonderstellung in systematischer Beziehung gebührt.

Ja selbst wenn man den Ausgleich als einzige wesensgemäße Beziehung zwischen Religion und Eros anerkennen wollte, so wäre damit das Problem keineswegs gelöst. Die integrale Einheit des menschlichen Daseins ist nicht erst heute

zerfallen. Die konfliktgeladene Situation der Gegenwart ist nur das Ergebnis eines schicksalshafsten Säkularisationsprozesses, der gar nie in Gang gekommen wäre, lägen nicht keimhafte Ansätze dazu bereits im ursprünglichen Wesen des Menschen verborgen. Es handelt sich um eine schicksalshafte Entwicklung von wahrhaft dramatischem Charakter, die den Menschen ergreift und der er als einsichtbegabtes, wollendes Wesen weitgehend inkompetent gegenübersteht. Wie sollte da ein Aufruf, der sich an die menschliche Einsicht wendet, eine Wendung herbeiführen können. Ein solcher Appell vermag ebensowenig auszurichten wie alle gewaltförmigen Maßnahmen, die das dramatische Schicksal umzukehren oder auch nur aufzuhalten versuchen. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß ein solches Bild vom wirklichen Menschen keineswegs zu einem fatalistischen und quietistischen Agnostizismus zu führen braucht. Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, inwiefern auf dieser Basis erst ein echtes menschliches Dasein in der Gegenwart möglich wird.

Sieht man von der Heilserwartung ab, die Schubart mit dem Postulat vom wesenhaften Ausgleich zwischen Religion und Eros verbindet, so bleiben noch positive Momente genug, die sein Buch als einen der wertvollsten Beiträge zur Erhellung der Gegenwart in ihrem geschichtlichen Werden erscheinen lassen. Gerade weil hier der Versuch unternommen wird, frei von traditionellen und konventionellen Maßstäben, ein wenig bekanntes geschichtliches Material zu durchleuchten, gewinnt das Buch eine erstaunliche Aktualität für alle, die mit einem vertieften Verständnis der gegenwärtigen Situation in ihrer wesenhaften und zeitbedingten Problematik ringen.

Donald Brinkmann.

Schweizer Jugendleben in fünf Jahrhunderten.

Hans Métraux: Schweizer Jugendleben in fünf Jahrhunderten. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1942.

Eine Gesamtdarstellung der jugendlichen Gemeinschaftsformen für die protestantische deutsche Schweiz hat uns bisher gefehlt. In langen Jahren gründlicher Arbeit hat hier der Verfasser ein Quellenmaterial zusammengetragen und verarbeitet, das in dieser Fassung zu einer bedeutenden Kulturgeschichte der Schweizer Jugend geworden ist. Der klare Aufbau dieser Kulturgeschichte, das geschickt eingelochte Quellenmaterial, die glücklich gewählten Abbildungen und die umfassende Vollständigkeit machen das Buch zu einem ausgezeichneten Nachschlagewerk und gründlichen Berater jedes Jugendberaters. Aber noch mehr: Die Darstellung dieser Geschichte des schweizerischen Jugendlebens erfährt durch den Verfasser eine grundsätzliche Richtung. Sie wird zur Darstellung des Jugendlebens „vom Worte Gottes aus“ gesehen. Es liegt also hier nicht irgend eine kulturelle Geschichte vor, sondern eine aus protestantischer Überzeugung geprägte Kulturgeschichte. Diese feste Linie zieht sich durch das ganze Werk, aber wieder in solch zurückhaltender und gediegener Weise, daß sie nirgends aufdringlich wirkt. Die Bildestalt des schweizerischen Jugendlebens kommt überall ungehindert zum Ausdruck, und so bildet das Werk einen Spiegel echt schweizerischen, freien Jugendlebens, das sich immer aus besten Kräften und eigenwilliger Art entwickelt hat und ohne jegliche Schablone in selbständigen Strömungen stark geworden und lebendig geblieben ist. So kommen, über Schule und Kirche hinaus, alle Schattierungen schweizerischen Jugendlebens zu ihrem Recht in einer farbenfrohen Darstellung, die uns zur Mitarbeit bewegt und zum Einsatz auffordert.

Alfred Stückelberger.

Der Bilderkreis.

Wir haben hier eine Serie Bändchen, herausgegeben von Dr. Heinrich Lütheler, mit Bildern von Kunstschröpfungen vor uns, in denen die tiefere menschliche Einstellung des Künstlers zu den großen Problemen allen Lebens zum Ausdruck kommt. Die Ausstattung durch das Verlagshaus Herder & Co. in Freiburg im Breisgau ist vorbildlich, es sind kleine Volksbücher, geeignet, das Interesse an Kunst und Geschichte in weite Kreise zu tragen, eine Art der Bebildung, die anregt, die eine oder andere Gestalt näher zu erforschen.

Bändchen 13. Reinhold Schneider: Das Antlitz des Mächtigen.

Das Begleitwort von R. Schneider lässt mit markanten Strichen jede der 25 dargestellten Persönlichkeiten aufleuchten, zeigt die Verwebung von Seele, Charakter und Stellung. Ein Verzeichnis gibt Daten und Standort der Kunstwerke. Von der Büste Julius Cäsars bis zur Totenmaske Friedrich des Großen fügen sich die Glieder dieses Zeiten und Welten umspannenden Kreises, Männer und Frauen in sich fassend, darunter Karl V. der weltbeherrschende Habsburger, die Rivalinnen Maria Stuart und Elisabeth von England, Prinz Eugen von Savoyen und sein Gegner, der Sonnenkönig Ludwig XIV.

Bändchen 14. Hilde Herrmann: Bildnis der Frau im 19. Jahrhundert.

Das 19. Jahrhundert, anfangs noch belastet mit den Traditionen des 18. Jahrhunderts, durch die französische Umlöhlung mehr und mehr einer neuen Geistesausfassung huldigend, schuf der Frau ein selbständigeres Leben und Schaffen. In den gut gewählten 25 Bildern sind durch zwei Werke des Spaniers Goya die beiden Extreme scharf erfaßt: das Porträt der Comtesse Chinchon, eine dämonische kleine Prinzessin auf vergoldetem Stuhl in Seide und Schmuck, dagegen die Zeichnerin Lola Jiménez das Bild einer selbständig tätigen Künstlerin. Dazwischen fügen sich Empirebilder wie die Gräfin Fries, die liebenswürdig bürgerliche Mutter mit Kind von Jacques Louis David, die zeitenlos schöne Mrs. Lauzon von Raeburn, die Schicksalgestalt der Nanna von Feuerbach, Porträte voll Wirklichkeitsfreude von Manet, Corot, Renoir. Alle diese Gestalten finden eine eingehende Deutung in dem Begleitwort von Hilde Herrmann und ein Verzeichnis gibt auch hier Daten und Standort der Bilder.

Emma Reinhardt.

Wirtschaftliche Probleme.**Die Lehre von der Wirtschaft.**

Röpke ist den Lesern unserer Zeitschrift kein Unbekannter. Seine Aufsätze über die internationale Wirtschaftsordnung der Zukunft (Oktoberheft 1942) und über Weltwirtschaft und internationale Geldordnung nach dem Kriege (Januarheft 1943) zeugen von einer klaren Erfassung und logischen, geistigen Durchdringung der komplizierten Materie. Und wer kennt heute nicht sein Buch „Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart“, das bereits die dritte Auflage innert kürzester Zeit erlebt hat und in dem uns Röpke ein gesellschaftspolitisches Programm entwickelt, das berechtigtes Aufsehen erregt hat, weil es tiefer greift als alle bisherigen Erscheinungen ähnlicher Art.

Nun ist sein im Jahre 1937 geschriebenes Buch „Die Lehre von der Wirtschaft“ im Eugen Rentsch-Verlag neu herausgegeben worden, als Schweizer Neuauflage, wie der Verfasser im Vorwort sagt. Auch diesmal hat sich der Verfasser das Ziel gesetzt, eine auf die wesentlichen Zusammenhänge sich beschränkende Darstellung des heutigen Standes der Nationalökonomie zu bieten. Neu ist, daß der Schweizerauflage ein Register beigegeben ist, während am Text selber weder Änderungen noch Erweiterungen vorgenommen worden sind.

Das Buch selber bedarf eigentlich kaum noch einer besondern Empfehlung. Wenn Herr Röpke selber sagt, daß es sein Bemühen gewesen sei, eine geichlojzene Darstellung des Wirtschaftsablaufes zu geben, die hohen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werde und zugleich dem Verständnis, wie dem Interessenbereich des durchschnittlich gebildeten Menschen der Gegenwart angepaßt sei, so darf ihm vorbehaltlos das Zeugnis ausgestellt werden, daß ihm dies restlos gelungen ist. Das Buch, das man mit Spannung liest und das man als Student so sehr vermisst hat, ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk.

Man hört heute vielfach die Frage, ob uns überhaupt die Wirtschaftswissenschaft noch einen Dienst leisten kann, in einer vom Krieg aufgewühlten Welt, wo selbst die wirtschaftlichen Grundgesetze aus den Angeln gehoben werden, und, wie Röpke sagt, Gesellschaft und Wirtschaft der abendländischen Welt in einer schweren Krise liegen. Die Antwort gibt das Buch selber und zwar in einem absolut positiven Sinne. Die Zwischenbilanz, die Röpke zieht, ist so fesselnd, so logisch und

so ermutigend, daß die Lektüre zum Genuß wird. Es fehlt uns der Raum, um auf die einzelnen Kapitel, von denen jedes ein Kunstwerk für sich ist, näher einzutreten. Hingewiesen sei aber besonders auf das letzte Kapitel, das den Titel trägt: „Der dritte Weg“. Hier rechnet Röpke, der die Gefahren des Kollektivismus deutlich und klar erkannt hat, mit den marxistischen Denkresten unserer Zeit gründlich ab. Das Programm, das er andeutet und als dritten Weg der Wirtschaftspolitik skizziert, kann nicht besser als mit seinen eigenen Worten umschrieben werden: „Es gilt, unsere Gesellschaft mit allen Mitteln vom Rausch der großen Zahlen, vom Größenwahn, von Zentralisierung, Überorganisation und Standardisierung, vom Pseudideal des „Noch größer und noch besser“, von Vermassung und Mammutgebilden zu befreien und wieder auf das Natürliche, Menschliche, Spontane, Vielfarbige und Mannigfaltige zurückzuführen“.

C. Weber.

Über ein schweizerisches Steuersystem.

Dr. Leo Fromer, die Kollision von Bundessteuerrecht mit kantonalem Steuerrecht, Kritik und Vorschläge zu einem schweizerischen Steuersystem, Separatabdruck aus der Zeitschrift für schweizerisches Recht, Band 62.

Von der Feststellung ausgehend, daß verfassungsrechtliche Grundlagen für ein direktes Bundessteuerrecht fehlen, zählt der Verfasser eingangs die bestehenden elf eidg. Steuererlasse auf, die ihre tatsächliche Geltung dem durch die Not der Zeit bedingten Geldbedarf des Bundes verdanken. Er weist nach, daß diese Vorschriften, bei deren Erlass der Gesetzgeber kein Steuersystem, für das, abgesehen von den Schriften Prof. Blumenteins, keine juristischen Vorarbeiten bestehen, befolgte, sondern den Weg des geringsten Widerstandes wählte, folgende Nachteile aufweisen: Die Prävalenz der Bundessteuer werde in der Regel nicht statuiert, sodaß das gleiche Steuerobjekt von den verschiedenen Trägern der Steuerhoheit und von jedem mehrfach besteuert werde, beides unter Verleugnung der Grundsätze der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit und der Erhaltung der Substanz. Die Steuerbemessungsgrundlagen seien verschieden, sowohl beim Vermögen als beim Einkommen und hinsichtlich der steuerfreien Minima. Verschieden sei auch das Steuermäß. Zusammenfassend wird erklärt, daß die weitgehende Kollision der eidg. und kantonalen Vorschriften zu einer Rechtsunübersichtlichkeit — er hätte auch sagen können zu einem Rechtswirrwarr — geführt habe, die nur durch eine allgemeine schweizerische Normierung der Grundlagen der Steuererhebung beseitigt werden könne. Dies könne aber nicht durch Fortsetzung der Gelegenheitsgesetzgebung, die der Bundesrat im Finanzprogramm, Bundesblatt 1942, Seite 801 ff., in Aussicht nehme, geschehen. Er schlägt, da es sich nur darum handle, ein ungestörtes Nebeneinander der eidg., kantonalen und kommunalen Besteuerung zu erzielen und eine gerechte und zweckmäßige Ausnützung der vorhandenen Steuerquellen zu sichern und, da wegen des föderalistischen Aufbaus unseres Bundesstaates ein eidg. Steuergesetz nicht in Betracht komme, vor, das Fiskalnotrecht durch eine verfassungsmäßige Grundlage in dem Sinne zu ersezzen, daß der Bund ermächtigt werde, Grundsätze für eine in allen Kantonen gleichmäßige Erfassung, für einheitliche Steuerbemessungsgrundlagen unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Eigenart der Kantone (durch Aufstellung von Varianten) und für ein minimales und maximales Steuermäß aufzustellen. Der Bund hätte die Kantone durch Richtlinien anzuweisen, ihre Gesetze im Sinne seiner Grundsätze auf einen einheitlichen Reimer zu bringen, wobei die Bundessteuern durch von der Bundesversammlung im Vorschlag ihrer Höhe nach zu bestimmende Zuschläge auf den kantonalen Steuern erhoben würden. Das gesamte formelle Steuerrecht, also Veranlagung, Erhebung und Bezug der Steuern einschließlich des Steuerjustizverfahrens würde unter Vorbehalt der Beschwerdeführung bei einer eidg. Instanz zur Verhinderung rechtsungleicher Gesetzesanwendung den Kantonen verbleiben.

Die Vorschläge verdienen größte Beachtung, denn der bestehende chaotische Zustand, der auch eine ungleiche und vielfach übermäßige Belastung der Steuerpflichtigen bewirkt, ist eines geordneten Staatswesens unwürdig und überdies verfassungswidrig. Sie sind, wie der Verfasser mit Recht annimmt, geeignet, die vorhandene Unübersichtlichkeit des Steuerrechtes zu beseitigen und die Abgrenzung

der Steuerhöhen, eine einmalige und gleichmäßige Erfassung des Vermögens und Einkommens unter Wahrung des Grundsatzes der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit im Sinne der Steuergleichheit und Steuergerechtigkeit zu erreichen. Der Verfasser sieht vor, daß für natürliche Personen das System der allgemeinen Einkommenssteuer mit bloß ergänzender Vermögenssteuer gelten soll unter Anerkennung der das hohe Gesamteinkommen reduzierenden Posten, insbesondere der angemessenen Abschreibungen sowie grundsätzlicher Festsetzung der Bewertungsgrundlagen für die Vermögensbestandteile (Liegenschaften, Hausrat, Waren, Wertpapiere etc.). Erwerbsgesellschaften mit juristischer Persönlichkeit wären einer Spezialsteuer (Kapitalsteuer und Ertragsintensitätssteuer) zu unterwerfen. Vorgesehen wird auch die obligatorische amtliche Inventarisierung des Nachlasses verstorbenen Steuerpflichtiger. Dr. Fromer glaubt, seine Vorschläge können in den jetzigen außerordentlichen Zeiten nicht durchgeführt werden, wünscht aber, daß ihre Durchführung jetzt schon vorbereitet werde, und zwar nicht durch die Bundesverwaltung, sondern durch ein Institut für Steuerrecht und Steuerpolitik, dem wissenschaftlich interessierte Steuerjuristen, Steuerpolitiker und Vertreter der Wirtschaft anzugehören hätten.

Auf dem Gebiete des Steuerwesens die Zuständigkeiten des Bundes und der Kantone verfassungsmäßig abzugrenzen, ist eine der wichtigsten und dringlichsten Aufgaben der schweizerischen Staatsführung. Die erwähnten, wohlgedachten Vorschläge, die sich durch ihre klare Grundsätzlichkeit und Praktikabilität, sowie durch die kluge Schonung der föderalistischen Struktur des Bundesstaates auszeichnen, bedeuten einen wertvollen Beitrag zur Lösung dieses Problems. Bis das Ziel erreicht ist, werden freilich noch gewaltige Hindernisse praktischer Art überwunden werden müssen.

Eugen Curti.

Kapitalexport und Zahlungsbilanz.

Das dreibändige Werk des Berner Professors und Vizedirektors der Eidgenössischen Finanzverwaltung ist vor einiger Zeit zum Abschluß gelangt*).

Der Verfasser hat sich als Forscher auf dem Gebiete des Geld- und Kreditwesens seit Jahren einen Namen gemacht. Die Zusammenhänge von Kapitalexport und Zahlungsbilanz werden auf Grund einer umfassenden Dokumentation geschildert. Eine eigentliche Geschichte des Kapitalexportes von 1914 bis 1939 ist hier geschrieben worden; eine Kritik der Ideen und Theorien über den Kapitalexport wird im dritten Band geboten. Ein außerordentlich wichtiges Gebiet der schweizerischen Volkswirtschaft hat somit eine bedeutsame und eindrucksvolle Darstellung und Abklärung gefunden. Das ist umso erfreulicher, als der Kapitalexport, namentlich in der Nachkriegszeit 1919—1931, Anlaß zu vielen Kritiken in Parlament und Presse gegeben hat. Kellenberger hält bei der Würdigung des Gegenstandes die gesunde Mitte ein; er analysiert die vollstümlichen Anschauungen sowohl als die fachmännischen Beobachtungen und Überlegungen, bekämpft falsche Meinungen und Auffassungen und gelangt schließlich zur Aufstellung einer eigenen Theorie, die sich auf ein gewaltiges Tatsachenmaterial stützt und wohl kaum mit schlüssigen Argumenten zu widerlegen ist. Ein volkswirtschaftlich geleiteter Kapitalexport ist berechtigt und zu verantworten und wird zweifellos auch in der kommenden Nachkriegszeit im Interesse unseres Exportes wieder eine Rolle spielen. Der Verfasser kommt zu folgender Begriffsumschreibung: „Kapitalexport ist Hingabe von Ersparnissen an das Ausland im Austausch gegen Eigentums-, Beteiligungs- und Forderungsrechte, wobei die Ersparnisse beim Übergang an das Ausland die Gestalt von Waren annehmen.“

Die Bedeutung des Kapitalexportes für die schweizerische Zahlungsbilanz geht durch das ganze umfangreiche Werk hindurch. Das positive Ergebnis diejer, auf breiter Basis erfolgten Untersuchung ist somit: ein Kapitalexport im Interesse unserer Volkswirtschaft ist zu rechtfertigen.

Paul Hygax.

*) Eduard Kellenberger: Kapitalexport und Zahlungsbilanz. Verlag A. Franke AG., Bern 1942.

Ein Tierbuch.

Wildtiere in Gefangenschaft. Ein Grundriß der Tiergartenbiologie. Von Dr. H. Hediger. Verlag Venno Schwabe & Co., Basel 1942.

Der Verfasser dieses Buches, der sich seit vielen Jahren intensiv beteiligt am Aufbau der jungen Wissenschaft der Tierpsychologie, bietet einen zusammenfassenden Überblick über seine Forschungsergebnisse und über die praktischen Erfahrungen, die er als Leiter des Berner Tierparks Dählhölzli gemacht hat. Es ist ihm gelungen, diesen Überblick so zu gestalten, daß er nicht nur den wissenschaftlichen Fachkollegen etwas zu bieten hat, nicht nur all denen, welche mit der Pflege von gefangenen Wildtieren zu tun haben, sondern auch allen Besuchern unserer zoologischen Gärten, überhaupt jedem, der sich für die Wunder des Tierreiches interessiert. Es ist kein Zufall, daß sich dieses Buch an einen so vielgestaltigen und weiten Leserkreis wenden kann, denn das Hauptanliegen des Verfassers geht *Forscher, Tierpfleger und Laien* gleichermaßen an. Es betrifft die Stellung der zoologischen Gärten im nationalen und internationalen kulturellen Leben. Sie erfüllen ihre Aufgaben nicht in der rechten Weise, solange sie von den meisten als Kuriositätenkabinette betrachtet werden, in denen man seine Schausaustellung befriedigen und einige Entspannung und Erholung finden kann. Indem Hediger eine enge Zusammenarbeit zwischen den Gärten und der biologischen Forschung postuliert, will er sie zu wertvollen wissenschaftlichen Hilfsinstituten machen; indem er das Interesse des Publikums von der Freude an merkwürdigen Tierformen und allerlei unterhaltsamen Absonderlichkeiten hinleitet zum Verständnis der Lebens- und Verhaltungsweisen der verschiedenen Tierarten, will er die Gärten zu Quellen der allgemeinen Naturerkenntnis machen und ihnen damit einen wirklichen kulturellen Sinn geben.

Hediger stellt diese Forderungen nicht nur auf, sondern er zeigt auch, daß sie, und wie sie erfüllt werden können. Dabei kommt es ihm zu allererst darauf an, mit einer Reihe eingewurzelter falscher Vorstellungen aufzuräumen, die alle damit zusammenhängen, daß man die Tiere in den zoologischen Gärten wie menschliche Gefangene sieht und bemitleidet und in ihren Köpfen die Sehnsucht nach der Weite und der goldenen Freiheit vermutet. Hediger zeigt überzeugend, daß die Vorstellung von der Freiheit des Wildtiers der genaueren Forschung nicht standhält. Artmäßig und individuell ist jedes Tier an einen ganz bestimmten, oft erstaunlich engen Raum gebunden, in dem sich sein Leben nach einem festen Orts- und Zeitschema vollzieht. Auch bei der Begegnung mit artgleichen und artfremden Geschöpfen, bei der Nahrungsaufnahme, der Fortpflanzung und bei anderen wichtigen Lebensvorgängen wird die Bindung an spezifische Verhaltungsweisen offenbar. Das Schlimme, was dem Tier bei der Gefangennahme zustößt, ist daher nicht der Verlust irgendeiner abstrakten Freiheit, sondern das Verschwinden der Umwelt, mit der es vorher in engster Beziehung gestanden hat. Die Aufgabe des Tierpflegers ist es, dem Wildfang den Aufbau einer neuen Umwelt unter einigermaßen adäquaten Bedingungen zu ermöglichen und dafür zu sorgen, daß er, und seine Nachkommen, entsprechend ihren charakteristischen Verhaltungsweisen in der Gefangenschaft leben können. Die vielen Einzelprobleme, die mit dieser Aufgabe zusammenhängen, werden von Hediger besprochen und dabei wird eine große Zahl interessanter Erfahrungen und Winke mitgeteilt. Als Voraussetzung einer gedeihlichen Lösung bezeichnet er die Zähmung der Tiere, die Gewöhnung an den Umgang mit den Menschen. Aber selbst bei gelungener Zähmung, bei guter Regelung des Raum- und des Nahrungsproblems kann die Gefangenschaft manche Tiere ungünstig beeinflussen, hauptsächlich weil die wichtigsten Anlässe zur normalen Aktivität (die Notwendigkeit, das Futter oder einen geeigneten Geschlechtspartner zu suchen) dahinfallen. Aus dieser Erwägung heraus kommt Hediger zur Forderung der Dressur der betreffenden Tierarten. In der Dressurarbeit darf nicht etwas Widernatürliches geschehen werden; sie kann den unvermeidlichen Verlust normaler Aktivität auf das glücklichste ausgleichen.

Damit haben wir nur einige Leitgedanken charakterisiert. Es sei beigefügt, daß Hedigers Behandlung der Tiergartenprobleme nicht zuletzt deshalb überzeugend wirkt, weil jedem seiner Sätze anzumerken ist, daß er dem gefangenen Tier mit einem vorbildlichen Geist der Verantwortlichkeit und einer echten, unsentimentalen Tierliebe begegnet.

Rudolf Stamm.

Die Reise auf den Uetliberg.

Salomon Schinz: Die Reise auf den Uetliberg im Junius 1774. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1942.

Das 18. Jahrhundert ist das Zeitalter der Schweizerreisen und der Reisebeschreibungen. Auch Fahrten in die nähere Umgebung der Städte wurden unternommen, so etwa von Zürich aus auf den Uetliberg. Die von Arthur Welti neuerdings herausgegebene „Reise auf den Uetliberg“ von Dr. med. Schinz ist schon 1775 ohne Nennung des Verfassernamens im Verlag des Zürcher Waisenhauses erschienen. Schinz (1734–1784) und sein Gefährte Prof. David Breitinger, beide tätige Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, machten ihren Tagesausflug mit einer Schar junger Leute und unternahmen ihn vorwiegend zur Förderung der naturwissenschaftlichen Kenntniße der Teilnehmer: man sammelte Pflanzen, Insekten und merkwürdige geologische Gebilde. Die kommende Zeit der Panoramen, Landkarten und Reliefs kündigt sich in der sorgfältigen Beschreibung der vom Uetliberg aus wahrnehmbaren Gebirgszüge an. Der verdienstvolle Herausgeber hat den Band mit mehreren Zutaten bereichert: so einmal mit reizenden Bildern aus der Zeit, dann mit dem Neuabdruck des Uetlibergliedes aus dem Jahre 1790. Zum Nachwort seien einige Ergänzungen gestattet. Der Freund und Reisebegleiter Schinzens war nicht der Philologe und Chorherr J. J. Breitinger, sondern Prof. David Breitinger von der Kunstschule in Zürich, der sich vor allem um die Einführung der Blätzableiter in Zürich verdient machte. Ludwig Meyer von Knonau rühmt sein von Pedanterie und Schulschnitt ganz freies, zwischen Ernst und Heiterkeit wechselndes Benehmen, „wobei man eher einen gebildeten Militär als einen Schulmann vor sich zu sehen glaubte“. Und wenn die Wanderer den Weg von der Sihlbrücke nach dem Uetliberg einschlugen, so kamen sie in Wiedikon am alten botanischen Garten im „Schimmelgut“ vorbei, wo sich bis in die Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts an der Werdgasse der botanische Garten befand. Der heutige botanische Garten auf der „Katz“, dessen Bild fälschlicherweise aufgenommen wurde, ist 1834 errichtet worden, und unser Schinz (gest. 1784!) hatte nichts damit zu tun. Über diese ältere Anlage im „Schimmelgut“ hat Prof. Dr. Hans Schinz (gest. 1941) geschrieben und auch Pläne und Bilder beigegeben. Wer sich über den Naturforscher und Mediziner Salomon Schinz, der ein Vorkämpfer der Pockenimpfung war, unterrichten will, greift heute noch mit Vorteil zum 24. Neujahrsstück der „Gesellschaft auf der Chorherrenstube“ auf das Jahr 1802 oder zu Rudolf Wolfs trefflichen „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz“, die in vier Bänden in den Jahren 1858 bis 1862 erschienen sind.

Anton Bargiader.

Bücher-Eingänge.

- Friede und Krieg.** Auswärtige Politik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1931–1941. Europa-Verlag, Zürich 1943. 192 Seiten.
- Gajazago, Ladislas:** Le compte Albert Appony juriste international. Son rôle dans la vie entre nations. (1846–1933). Stephaneum, Budapest 1943. 48 Seiten.
- Hanschisch, Erdmann:** Geschichte Russlands. I. Band. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 2. Auflage. Herder, Freiburg i. Br. 1943. 250 Seiten.
- Huber-Bindschedler, Berta:** Regina Ullmann. Tschudi, Glarus 1943. 15 Seiten.
- Industriekarten der Schweiz.** Nach der eidgenössischen Betriebszählung 1939. Eidg. Statist. Amt, Bern 1943.
- Keller, Adolf:** Der Wandel des amerikanischen Bewußtseins und seine Bedeutung für Europa. Schultheß, Zürich 1943. 32 Seiten, Fr. 1.80.
- Kretesz, Robert:** Semmelweis. Der Kämpfer für das Leben der Mütter. Raicher, Zürich 1943. 209 Seiten.
- von Lerber, Helene:** Bernische Landsäze. Berner Heimatbücher, Nr. 7. Haupt, Bern 1943. 52 Seiten, Fr. 2.20.

- Lüthy, Herbert:** Die Tätigkeit der Schweizer Kaufleute und Gewerbetreibenden in Frankreich unter Ludwig XIV. und der Regentschaft. Sauerländer, Aarau 1943. 240 Seiten.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band IV, Lieferung 5. Hallwag, Bern 1943.
- Olivecrona, Karl:** Europa und Amerika. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1943. 76 Seiten.
- Portmann, Paul:** Fries des inneren Lebens. Gedichte. Oprecht, Zürich 1943. 102 Seiten, Fr. 5.—.
- Racine, Jean:** Athalja. Zwingli-Verlag, Zürich 1943. 93 Seiten, Fr. 2.90.
- Rizler, Paula:** Der Traum in der deutschen Romantik. Haupt, Bern 1943. 75 Seiten Fr. 4.—.
- Staat und Wirtschaft im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.** I. Teil. Staats- und wirtschaftspolitische Gesichtspunkte. Polygraphischer Verlag, Zürich 1943. 109 Seiten, Fr. 4.80.
- Staat und Wirtschaft im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.** II. Teil. Der Beitrag der privaten Wirtschaft. Die Aufgaben des Bundes, der Kantone und Gemeinden. Polygraphischer Verlag, Zürich 1943. 83 Seiten, Fr. 3.80.
- Staelzelin, Ernst:** Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke. I. Band: Die neue Kreatur in Christo, 1748—1772. Zwingli-Verlag, Zürich 1943. 272 Seiten.
- von den Steinen, Wolfram:** Glück und Unglück in der Weltgeschichte. Burg-Verlag, Basel 1943. 80 Seiten, Fr. 7.80.
- Zulliger, Hans:** Sonne über Flüehlikosen. Drei Erzählungen. Reinhardt, Basel 1943. 130 Seiten, Fr. 3.—.
- Zweig, Stefan:** Sternstunden der Menschheit. Bermann-Fischer, Stockholm 1943. 300 Seiten.
- Zweig, Stefan:** Schachnovelle. Bermann-Fischer, Stockholm 1943. 117 Seiten.

Mitarbeiterverzeichnis (Schluß).

- Prof. Dr. Anton Largiader,** Zürich 7, Bächtoldstr. 11.
- Dr. Richard B. Matig,** St. Gallen, Müllerfriedbergstr. 28.
- Frl. Dr. E. Reinhart,** Baden, Poststr. 1.
- Oberst i. Ost. Dr. F. Rieter,** Zürich 2, Schulhausstr. 19.
- Prof. Dr. Wilhelm Röpke,** „Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales“, Genf.
- Dr. Adolf Schaer-Nis,** Sigriswil, St. Bern.
- Albert R. Sebes,** Küssnacht/Zürich, Zürichstr. 1.
- Prof. Dr. Emil Staiger,** Zürich 8, Zolliserstr. 217.
- Dr. Rudolf Stamm,** Basel, Oberwilerstr. 159.
- Dr. Alfred Stückelberger,** Rektor der Evang. Lehranstalt, Samaden.
- Dr. Carl Weber,** Bern, Thunstr. 32.